

# Information

## Indien

- 4 Am Koel-Karo keimt Hoffnung auf
- 6 Größtes Problem heißt Malaria
- 8 In Trauer um Dr. Singh
- 9 Mit Goldfolie und Klebstoff auf Reisen

## Nepal

- 10 Kann aus Fehlern Frieden wachsen?
- 12 Mugu – neues, altes Projekt der Hoffnung

## Sambia

- 14 »Bis ich sterbe ...«
- 16 Warum nur eine einzige Frau?!

## Gossner Mission intern

- 18 Von Mäuse backen bis Schuhe putzen

## Deutschland/Europa

- 20 »Jetzt haben die Punks das schönste Haus in Jena«
- 22 Die Resignation überwinden
- 24 Einem Pionier gewidmet
- 26 »Christus ist das Ende der Religion«
- 28 Aus Vielfalt lernen

## Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 29 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



4



12



14



22

**Titelbild:** Armut in Sambia: Die Zukunftsaussichten der Kinder sind düster. Lesen Sie mehr auf Seite 14. (Foto: Gunhild Arnold)

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in diesem Februar jährte sich der Geburtstag Dietrich Bonhoeffers zum 100. Mal. In vielen Veranstaltungen,



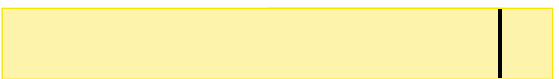
Reden, Aufsätzen wird dieses großen Theologen, der wie kaum ein anderer Theologie und Verkündigung im Nachkriegsdeutschland und weit darüber hinaus geprägt hat, gedacht. Auch die Geschichte der Gossner Mission ist mit Dietrich Bonhoeffer und der Bekennenden Kirche eng verknüpft. So gehört der spätere Kuratoriumsvorsitzende der Gossner Mission, D. Günter Jacob, zu den Mitbegründern der Bekennenden Kirche. Auch Jacob war unangepasst, geradlinig, konsequent. In der Zeit des Nationalsozialismus und in der Zeit danach. Nur vier Tage jünger als Bonhoeffer, jährte sich Jacobs Geburtstag nun ebenfalls zum 100. Mal. Anlass für uns, seiner in dieser Publikation zu gedenken.

Auch das Lebenswerk eines weiteren Pioniers, der seine Wurzeln in der Bekennenden Kirche und bei Dietrich Bonhoeffer hat, wollen wir zu Anfang des Jahres in den Blick nehmen: In Mainz wurde ein Buch herausgegeben, das verschiedene Facetten aus dem Leben Horst Symanowskis widerspiegelt. Dass Kirche »weltoffen« sein müsse, wenn sie Kirche sein will, dass das Evangelium sich in der Sprache der Menschen ausdrückt und dort Realität wird, wo Menschen arbeiten und leben, dafür hat sich Symanowski sein Leben lang engagiert.

Und was gibt es Neues aus Übersee? Eine lebendige, kraftvolle Widerstandsbewegung in Jharkhand; politische Nachrichten aus Nepal, die für die Zukunft hoffen lassen; Alltagsgeschichten aus Sambia; eine Ärztin aus Ostfriesland, die in Assam ihre Erfahrungen weitergibt ...

Spannende Geschichten also auch dieses Mal wieder. Viel Freude beim Lesen wünschen Ihnen

**Jutta Klimmt  
und das Team der Gossner Mission**



Spenden bis 31.12.2005:  
Spendenansatz für 2005:

328.561,78 EUR  
300.000,00 EUR

# Gott spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht (Josua 1,5b)

Liebe Leserin, lieber Leser,

tragfähige und verlässliche Beziehungen gehören zum Wichtigsten im Leben überhaupt. Gemeinsames Leben braucht Menschen, die nicht nur für sich selbst und ihr eigenes Wohlergehen Verantwortung übernehmen, sondern auch für das Wohlergehen anderer. Die Schwachen und Unsicheren brauchen Rückendeckung und -stärkung, um auf eigenen Wegen voranzukommen und schließlich ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen. Wer Halt und Unterstützung von anderen erfahren hat, kann mit Zuversicht und Selbstvertrauen auch solche Schritte gehen, die ins Unbekannte, in den Nebel, gar ins Riskante führen mögen.

Zuversicht und Selbstvertrauen wachsen allerdings nur dann, wenn man sich in Bewegung bringen lässt. Wer in krisenhaften Situationen passiv da sitzt, sich lähmen lässt wie das Kaninchen mit starrem Blick auf die Schlange, den mag der Zufall für den Moment unverseht und unbeschadet lassen – einen Zuwachs an Kraft und Zukunftsfähigkeit wird er nicht erleben. Vertrauen will gewagt werden. In meiner Zeit als Mitarbeiter der evangelischen Jugend lernte ich eine Gruppenübung kennen, die das gut verdeutlicht. Die Gruppe bildet, eng beieinander stehend, einen kleinen Kreis. In der Mitte steht eine

Person mit verbundenen Augen. Sie lässt sich nach vorne fallen, nach hinten, zur Seite: Immer stehen dort Mitglieder der Gruppe und fangen die fallende Person auf. Ich habe dies natürlich auch selbst ausprobiert. Anfangs ist es ungewohnt und irgendwie »kribbelig«, sich blind in die Hände anderer fallen zu lassen. Doch nach ein paar Versuchen wächst das Vertrauen.

»Gott spricht: Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht«: Die Losung für das Jahr 2006 sagt, dass Vertrauen und Zuversicht ihren guten Grund haben. Wir finden die Sätze in der biblischen Erzählung, die beschreibt, wie Israel in das Land seiner Väter zieht. Mose, der Führer auf dem Weg durch die Wüste, erreicht das verheißene Land selbst nicht mehr. Die Leitung geht auf Josua über. Er wird der Führer Israels auf dem Weg in das gelobte Land. Erst nach Moses´ Tod gibt Gott das Signal zum Aufbruch: Zieh über den Jordan, du und das ganze Volk ... Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht. Mit diesen Worten im Rücken und mit den Geboten Gottes vor Augen wagen sie es – den Weg ins Neue, den Weg ohne Umkehr.

Ich denke, dass es eine ganz wesentliche Aufgabe von uns Christen ist, solches aktive Vertrauen zu wagen und in unseren Worten und Taten weiterzugeben. Wir als Gossner Mission mit unseren Freundinnen



und Freunden versuchen, die Herausforderungen unserer Partner in Nepal, Sambia, Indien und Osteuropa zu verstehen und sie in ihren Anliegen zu unterstützen. Wir stellen fest, dass die, die an den Rändern leben, nach wie vor und verstärkt unsere Rückendeckung brauchen. Und genauso sehen wir, dass angesichts der zunehmenden Verunsicherungen in unserer Gesellschaft Menschen gefragt sind, die solches aktive Gottvertrauen bezeugen: die sich bewegen, widerstehen, kritisch nachhaken und nicht schweigen, wenn das Soziale zu erkalten und die Position der Bedürftigen geschwächt zu werden droht.

Pfr. Tobias Treseler,  
Direktor der Gossner  
Mission



## Am Koel-Karo keimt Hoffnung auf 30 Jahre gewaltloser Widerstand gegen Staudammbau – 13 Todesopfer

Sie haben sich gewehrt. 30 Jahre lang. Mit Sitzstreiks, mit Protestaktionen, mit Eingaben an die Regierung. 13 Menschen haben gar ihr Leben lassen müssen, bevor der gewaltlose Widerstand schließlich Erfolg hatte: Am Koel-Karo, einem Flussgebiet in Jharkhand, will die Regierung nun auf das geplante riesige Staudammprojekt verzichten. Doch die Menschen dort bleiben misstrauisch. In diesen Wochen gedenken sie der 13 Opfer, deren Todestag sich jetzt im Februar zum fünften Male jährt.

Auf den ersten Blick scheint das Idyll perfekt. Im breiten Flussbett des Karo fließen die Wassermassen träge flussabwärts, der untergehenden Sonne entgegen, stauen sich hier und da an den Felsen und rauschen dann leise gurgelnd weiter. In der Ferne machen sich drei Angler auf den Heimweg, müde und ein wenig enttäuscht von ihrem spärlichen Fang.

Auf der Brücke aber, die schon vor Jahren angelegt wurde, um Menschen und Maschinen zu dem Arbeiter-Camp auf der linken Flussseite zu transportieren, hat sich eine Gruppe von Männern versammelt, denen nicht nach Idyll und Harmonie zumute ist. An ihrer Spitze Soma Munda, ein Adivasi in den Sech-

zigern, still und zurückhaltend, der aber entschiedene, eindringliche Worte finden kann, wenn es darauf ankommt.

»Offiziell hat die Regierung ihre Staudammpäne aufgegeben. Aber noch immer gibt es ein Planungsbüro in der Nähe des Flusses, und noch immer gehen dort Ingenieure und Mitarbeiter ein und aus. Deshalb haben wir Angst davor, was die Zukunft bringen wird – auch jetzt noch«, sagt Munda, der Vorsitzende der Bürgerinitiative am Koel-Karo.

Und dann erzählt er. Erzählt von den beiden Flüssen Koel und Karo, die das ganze Jahr über Wasser führen und für die Menschen an ihren Ufern eine wichtige Lebensader darstellen. Die sich aber in Monsunzeiten zu

reißenden, bedrohlichen, trüb-braunen Fluten auftürmen. Diese beiden Flüsse, die durch das traditionelle Siedlungsgebiet der Adivasi verlaufen, sollten gestaut werden, um Wasser und Strom für die Stahl- und Aluminiumindustrie zu liefern. So sah es der Plan der indischen Regierung und der ausländischen Investoren vor.

256 Dörfer sollten geräumt werden, 250.000 Menschen sollten ihre Heimat verlieren. »Wohin hätten wir gehen sollen? Was wäre mit unserem Land passiert, unserem Wald, unserem Vieh? Seit Jahrtausenden leben wir Adivasi im Einklang mit Wasser, Wald und Land. Wir können nicht einfach unser Bündel packen und in die



**Links: Bischof Hansda legt am Gedenkstein für die 13 Gewaltopfer Blumen nieder.**

**Rechts: Rejan Guria im Gespräch mit Asien-Referent Bernd Krause: »Es geht um unsere Identität!«, macht der Sprecher der Bürgerinitiative energisch klar.**

Stadt ziehen. Wir sind hier in der Region tief verwurzelt.«

Zudem gab es auch von Seiten der Regierung keinerlei detaillierten Pläne, wo denn die 250.000 Menschen eine neue Unterkunft, ein neues Auskommen hätten finden sollen. Ganz zu schweigen von adäquaten Entschädigungszahlungen für den Verlust von Haus und Boden.

»Aber das stand bei unserem Widerstand nicht im Vordergrund. Es ging immer in erster Linie um unsere Identität, um die tiefe Bindung zu unserer Heimat«, ergänzt Rejan Guria, der junge, kämpferische Sprecher der Bürgerinitiative. »Würden wir in die Städte zwangsumgesiedelt, dann würden wir im großen Heer der Unberühmbaren untergehen. Diese Erfahrung haben schon viele Adivasi machen müssen. Denn da das Gebiet von Jharkhand sehr rohstoffreich ist, weckt es immer wieder die Begehrlichkeit von nationalen und ausländischen Investoren, und so sind in den letzten 50 Jahren Adivasi massenhaft vertrieben und umgesiedelt worden.«

Nicht aber am Koel-Karo. Mit Bekanntwerden des Staudamm-Projektes in den 70er Jahren entwickelten sich rundum in den einzelnen Dörfern Protestbewe-

gungen, die sich später zu einer Bürgerinitiative zusammenschlossen und ihre Aktionen gemeinsam planten, um so effektiveren Widerstand leisten zu können. Trauriger und dramatischer Höhepunkt der Bewegung war eine Großdemonstration im Februar 2002, die einen massiven Polizeieinsatz zur Folge hatte. 13 Menschen wurden erschossen, rund 40 weitere schwer verwundet.

»Das hat uns alle tief getroffen. Manche wollten ihren Protest schon aufgeben«, sagt Guria. »Aber dann, bestärkt durch unseren Glauben und bestärkt durch die Ostergottesdienste, fanden wir wieder Mut und Hoffnung – und wurden belohnt: Regierung und Baugesellschaft haben das Projekt mittlerweile offiziell für beendet erklärt.«

Dennoch bleibt die Unsicherheit unter den Menschen bestehen. Jederzeit kann die Bedrohung zurückkommen. In den Dorfkomitees und Widerstandsgruppen ist deshalb der Plan entstanden, die Entwicklung selbst in die Hand zu nehmen.

So sollen Kleinturbinen die Wasserkraft nutzen, um Strom zu erzeugen und Mühlen zu betreiben. Zudem soll das Wasser in größerem Umfang abgeleitet werden und zur Bewässe-

rung der Felder dienen. Straßen sollen befestigt werden, Direktvermarktung gemeinschaftlich organisiert. Darüber hinaus stehen Frauenprogramme und die Themen Alphabetisierung, Gesundheit und Aufforstung auf dem Zukunftsprogramm der Initiative.

Das alles muss detailliert geplant werden; die Realisierung kostet viel Zeit, Kraft und Geld. Und so kommen die Vertreter der Dorfkomitees weiterhin regelmäßig zu Besprechungen zusammen. Wie heute, an diesem sonnigen Sonntagnachmittag.

Und sie sind überzeugt: »Wenn wir unsere Pläne umsetzen, wenn wir der Regierung zeigen, wie nachhaltige und sozialverträgliche Entwicklung aussehen kann, dann haben wir eine Zukunftschance. Dann sind unsere Mitstreiter nicht umsonst gestorben.«

➔ Bitte beachten Sie auch unseren Projektauftrag auf der Rückseite dieser Publikation.

Jutta Klimmt,  
Öffentlichkeitsreferentin

# Größtes Problem heißt Malaria

## Ärztin aus Ostfriesland war in Assam tätig

Sie ist längst wieder zurück in Ostfriesland, doch wenn sie von ihrer Assam-Reise berichtet, dann gerät sie noch immer ins Schwärmen: Erzählt von der landschaftlichen Schönheit, vom kulturellen Erbe der Adivasi, vom Selbstbewusstsein des Karbi-Stammes. Und natürlich von ihren eigenen Erfahrungen: Vier Wochen lang hat Dr. Sonja Böttcher die Gesundheitsversorgung in der Region Karbi Anglong unter die Lupe genommen, Ratschläge gegeben, Material geprüft, Patienten behandelt.



Es war nicht ihre erste Indienreise. Mehrfach schon war sie mit der Christoffel-Blindenmission oder »Ärzte für die Dritte Welt« unterwegs, hat in Tamil Nadu, einem Adivasi-Dorf, gearbeitet und in einem Elendsviertel Kalkuttas all die Not und Verzweiflung gesehen. Auch Guinea und Kenia stehen auf der Liste ihrer beruflichen Auslandsreisen. Denn seit Dr. Böttcher 1995 ihre Landpraxis in Ostfriesland aufgegeben hat, bricht sie regelmäßig zu Kurzeinsätzen von bis zu zwölf Wochen auf, um ihre Erfahrung weiterzugeben.

Wie sie zur Gossner Mission und nach Assam kam? »Vor dem Ostfriesischen Kirchentag 2004 hatte ich in der Zeitung vom Besuch Bischof Lakras gelesen, und mit ihm habe ich mich dann getroffen.« Die Kosten für ihren Flug nach Assam übernahm sie selbst, den Aufenthalt vor Ort finanzierte die Gossner Mission.

So war es auch Bischof Lakra, der gemeinsam mit Reverend Terang die 68-Jährige im vergangenen November am Flughafen von Tezpur abholte. Dass sie

dann nach der mehrstündigen Autofahrt auch noch drei Kilometer zu Fuß gehen musste, um ihr Ziel, das Dorf Diring, zu erreichen, das hatte sie ihrem Gastgeber vorher gar nicht glauben wollen ... »Aber die Straßen waren tatsächlich so schlecht, dass einfach nichts mehr ging«, sagt sie lachend. »Man kann Assam nun mal nicht mit anderen Regionen Indiens vergleichen.«

Diese Beobachtung machte die Ärztin auch in anderer Hinsicht: Im Vergleich zu Kalkutta, so betont sie, ist es um die Gesundheit der Schulkinder in Diring gar nicht so schlecht bestellt. Fast keine Karies, keine chronische Sinusitis, keine orthopädischen Probleme, keine Hautinfektionen. Einige Kleinkinder allerdings wiesen deutliche Anzeichen von Fehlernährung auf – geschuldet wohl der Armut und der mangelhaften Bildung ihrer Eltern.

Beim Besuch in noch abgelegeneren Regionen machte Dr. Böttcher dann die Beobachtung, dass der Ernährungs- und Gesundheitszustand der Kinder von

Dorf zu Dorf sehr unterschiedlich ist: »In einem der Orte, in dem eine Krankenschwester wohnte, gab es überhaupt keine augenfälligen Gesundheitsprobleme. Ich hoffe, dass wir in Karbi Anglong auch dahin kommen werden.«

Erste Schritte für dieses Ziel hat die erfahrene Ärztin in Diring in Angriff genommen. Denn während ihres Aufenthalts hat sie sich nicht nur der noch jungen christlichen Gemeinde der Gossner Kirche angenommen und Schulkinder untersucht und Patienten behandelt, sondern sie hat auch zwei »Lehrlinge« angeleitet. Da war zum einen die erst 18-jährige Jeena, die zurzeit auf einer Entbindungsstation ein Krankenpflege-Praktikum macht und später eine dörfliche Gesundheitsbasisstation im Ort Rangagora aufbauen will. Und da war zum anderen Joseph Bey, der in Diring die gleiche Aufgabe hat. Beiden hat Dr. Böttcher wichtiges Wis-



**Schulkinder in Assam: Der Gesundheits- und Ernährungszustand ist von Dorf zu Dorf verschieden. Bei einigen Kleinkindern hat sie allerdings eindeutige Zeichen von Fehlernährung feststellen können.**

sen vermittelt und Lehrbücher besorgt. Zudem konnte sie Medikamente und Geräte übergeben, die zuvor in Deutschland gespendet wurden. Auch das war von besonderer Wichtigkeit, bedenkt man, dass ärztliche Hilfe rund zwei Stunden entfernt ist.

Ein zentrales Problem in der Region – neben der Armut – bleibt zudem die Malaria. Zwar ist es gesetzliche Vorschrift, dass jede Familie ein Moskitonetz besitzt, doch nur eine einzige Familie im Dorf konnte mir tatsächlich eines vorzeigen«, erzählt die Emderin. So übernahm sie selbst die Sache: Bei einem Besuch in Tezpur kaufte sie nicht nur weitere Medikamente, sondern auch 15 große Moskitonetze für die landesüblichen Familienbetten ein.

Neben all der Arbeit blieb aber auch Zeit für Besuche und für das Erkunden der Region. Was nicht immer nur angenehm

war. So reiste sie an einem Sonntag mit ihrem Gastgeber über »Stock und Stein« zu dessen Bruder. Hier hörte sie hautnah von den gewaltsamen Auseinandersetzungen, die Assam immer wieder erschüttern, und von den Flüchtlingslagern, in denen 40.000 Menschen unter schrecklichen Bedingungen leben, weil sie sich nicht mehr in ihre Dörfer trauen.

Um ihre eigene Sicherheit machte sie sich allerdings keine Sorgen. Nur einmal, da wurde es ihr doch ein wenig mulmig, wenn auch nicht wegen gewaltvoller Auseinandersetzungen. Von einem Besuch in Tezpur verspätet zurückkehrend, stieg sie bei Kilometer 373 aus dem Bus aus, in kompletter Dunkelheit, keine Straßenlampe, kein Mondschein, kein Stern am Himmel. Nur ein kleiner Laden am Straßenrand, wo man ihr mitteilte, der Reverend habe auf sie gewartet, sei aber nun nach Hause gegangen. Und nun?

Schließlich erklärten sich zwei junge Männer aus dem Laden bereit, sie mit der Taschenlampe zur nächsten Lodge zu begleiten – und dort war es dann tatsächlich ganz gemütlich...

»Zu Hause« in Diring dagegen wurde sie rund um die Uhr umsorgt: Zur Sicherheit schliefen gar zwei junge Frauen bei ihr im Schlafzimmer. »Ich hatte wunderbare Gastgeber, von denen ich sehr vieles gelernt habe: über Assam und die Hügelstämme, vor allem die Karbi, ihre Sitten, ihre Traditionen. Die Menschen arbeiten den ganzen Tag hart und sind doch stets fröhlich und gut gelaunt. Ich befürchte nur, dass ihr kulturelles Erbe immer mehr schwinden wird. Noch sagen sie voller Stolz: »Wir sind keine Assamesen. Wir sind Karbi!« und sprechen ihre eigene Sprache und bauen Häuser in ihrer eigenen Bauweise. Aber wie lange noch?«

Mittlerweile kümmert sich Dr. Böttcher längst wieder daheim um Familie, Freunde und Hobbys. Aber die Menschen aus Diring wird sie so schnell nicht aus den Augen verlieren. Nicht nur, weil Reverend Terang, der sich auch bei der Gossner Mission ganz herzlich für ihren Einsatz bedankte, nun bald nach Deutschland kommen wird. Sondern auch, weil sie das eine oder andere Gossner-Projekt unterstützt hat. »Und da will ich natürlich auf dem laufenden bleiben.«

Jutta Klimmt

# In Trauer um Dr. Singh

## Nachruf auf langjährigen Direktor der Missionsarbeit der Gossner Kirche

Die Gossner Mission trauert um Dr. C.K. Paul Singh, theologischer Lehrer, Missionar, Kirchenpräsident und langjähriger Direktor der eigenständigen Missionsarbeit der Gossner Kirche in Indien.



Kurz vor Weihnachten erreichte uns die Nachricht, dass Gott Dr. Paul Singh am 16. Dezember im Alter von 71 Jahren von seinem schweren Leiden erlöst hat. Dr. Singh war einen Monat zuvor wegen akuter Nierenschwäche als Folge seiner jahrzehntelangen Diabetes ins Krankenhaus gekommen und dann zur Heim-Dialyse nach Hause entlassen worden, wo ihn seine Frau mit den zwei Töchtern Regino und Renate bis zum Ende hingebungsvoll pflegte. Zwar körperlich sehr schwach war er, doch geistig bis zuletzt sehr wach und sich des nahenden Endes bewusst.

Mit großer Dankbarkeit denken wir an seinen aufopferungsvollen Dienst in der Gossner Kirche, an seine langjährige Mitarbeit im Kuratorium der Gossner Mission und an seine zahlreichen Besuche in unseren Gemeinden und Schulen. Manche erinnern ihn noch als jungen Theologie-Studenten Anfang der 60er Jahre in Berlin.

Aufgewachsen war er als Sohn einer hochkastigen Hindu-familie in einem abgelegenen Dorf im Dschungel Chotanagpurs. Seiner außergewöhnlichen Begabung wegen schickten ihn die Eltern in eine Missionsschu-

le, und dort erfuhr er die befreiende Kraft des Evangeliums und entschied sich für die Nachfolge Christi. Von nun an von der Familie ausgeschlossen, fand er ein neues Zuhause in der Familie des späteren Kirchenpräsidenten Tiga. Paul Singh hat diesen Schritt nie bereut, obwohl er sehr schmerzlich für ihn war. Gradlinig rüstete er sich für spätere Aufgaben. Prägend war vor allem das Theologiestudium in Deutschland und seine Promotion beim Berliner Theologieprofessor Heinrich Vogel. Seine Deutschkenntnisse erschlossen ihm die lutherische Theologie und befähigten ihn zum kompetenten Gesprächspartner im Kuratorium der Gossner Mission und bei seinen Gemeindebesuchen.

Bald übernahm er Leitungsaufgaben in seiner Kirche und wurde zum Direktor der Missionsarbeit berufen. Seine Entfaltung eines Fünf-Punkte-Programms wurde zum verpflichtenden Leitbild aller missionarischen Arbeit der Gossner Kirche. Es beschreibt die Verantwortung der Kirche in allen Bereichen gemeindlicher und missionarischer Arbeit: Erziehung und berufliche Ausbildung, Gesundheitsfürsorge, Landwirtschaftliche Beratung,

Beistand in finanziellen Fragen und geistlich-seelsorgerlichen Dienst. Das Programm umschließt also die politische und soziale Mitverantwortung der Kirche. Um dies alles praktisch durchsetzen zu können, baute er ein Ausbildungszentrum in Ranchi, das »Human Resource Development Center« (HRDC).

Dr. Paul Singh hat seine Kirche in schweren Zeiten der Spaltung und des lethargischen Verhaltens aufzuwecken versucht, oft gegen mancherlei Widerstände. Er fand dabei stets die Unterstützung der Gossner Mission.

Wir trauern mit der Gossner Kirche um einen bedeutenden geistlichen Führer und persönlich um einen gewissenhaften Freund und hilfreichen Weggefährten. Wir trauern mit seiner Frau und seinen drei Kindern in herzlicher Anteilnahme und erbitten ihnen Gottes Beistand und Trost im Vertrauen auf den Gott, der Paul Singh in seinen Dienst gerufen und segnend begleitet hat.

Prof. Dr. Hans Grothaus,  
Ehrenkurator

# Mit Goldfolie und Klebstoff auf Reisen

Von Ostfriesland nach Indien: Besonders den Frauen zugewandt

Ein Besuch in der Gossner Kirche, das heißt nicht nur viel Neues zu erleben, eine fremde Kultur kennenzulernen, sondern das heißt auch, eine spirituelle Verbundenheit zu spüren, Gemeinsamkeiten zu entdecken und vielleicht auch Anregungen mitzunehmen und zu geben. Karin Husmann und Waltraud Bidder aus Ostfriesland haben diese Erfahrungen gemacht. Sie erzählen selbst:

In unserem Reisegepäck hatten wir, wie vor zwei Jahren, für die Besuche in den Gemeinden verschiedene Elemente und Bausteine für die Arbeit mit Frauengruppen, dazu Goldfolie, Buntstifte, Scheren und Klebstoff. Denn wir waren gebeten worden, einige Ideen mitzubringen, wie Frauen in Gruppen stärker beteiligt werden können, ihnen Mut zu machen, eigene Erfahrungen und Gedanken einzubringen.

Unvergessen wird der Besuch in Kharagpur bleiben, einer Gemeinde, die noch nie Gäste aus dem Ausland begrüßen konnte. Sie veranstaltete ein großes Fest. Frauen hielten einen Gottesdienst, den sie nach ihrer Liturgie vorbereitet hatten. Karin Husmann übernahm die Predigt.

Am Nachmittag gab es ein spezielles Frauenprogramm. Unser erster Schritt war die Aufforderung, sich in einen Kreis zu setzen, in dem es kein Oben und kein Unten gibt, dafür aber eine Mitte und die Möglichkeit, dass sich alle sehen und wahrnehmen können. Der zweite Schritt war eine kleine Meditation über das Helle und Dunkle in unserem Leben und das gemeinsame Aufbauen einer Sonne und ihrer Strahlen aus Tonpapier in der Kreismitte. Als

dritten Schritt wollten wir ein gemeinsames Dankgebet gestalten. Jede Frau konnte sich beteiligen, indem sie eines der Papier-Blütenblätter in die Hand nahm, ihre Gebete laut oder leise sprach und das Blatt in die Mitte legte, so dass nach und nach eine große Blüte entstand, Zeichen des Dankes für diesen schönen Tag. Danach kam ein Vorschlag von uns: Jetzt wollten wir die Adivasi-Trommel hören, wie sie schon zum Begrüßungstanz erklungen war. Den Abschluss bildeten Informationen zum Weltgebetstag der Frauen.

Bei allen Besuchen haben wir über den Weltgebetstag informiert, ist doch diese größte ökumenische Frauenbewegung in Nord-Indien noch nicht so bekannt. Wir konnten einiges Material für den Gebetstag 2006 übergeben, und unsere Gastgeberin in Ranchi, Ursula Hecker, hatte die Liturgie ins Hindi übersetzt.

In Ranchi konnten wir auch Familie Topno kennenlernen, deren Tochter Idan sich ja zurzeit in Ostfriesland aufhält, um ein Praktikum zu absolvieren, das vom Freundeskreis Ostfriesland der Gossner Mission unterstützt wird.

So hatten wir viele interessante Begegnungen: von Kalkutta

bis Ranchi, von Kharagpur bis Hullundu. Besonders schön war es auch, Freunde wiederzusehen: Mr. Lugun, den fröhlichen und kompetenten Gemeindeführer, und Mabel Minz, Missionarin und Sozialarbeiterin. Beide waren vor zwei Jahren bei uns



**Karin Husmann (links) und Waltraud Bidder (rechts) in Ranchi.**

in Wiesmoor zu Gast. Und natürlich das Ehepaar Hecker: Deswegen Begleitung war uns eine große Hilfe.

Und eine erneute Begegnung zwischen Ostfriesland und der Gossner Kirche wird sicher nicht lange auf sich warten lassen ...

Waltraud Bidder und  
Karin Husmann,  
Freundeskreis Ostfriesland

# Kann aus Fehlern Frieden wachsen?

## Hoffnungsschimmer am Horizont – Aber Waffenstillstand beendet

»Wir sind hier »for special research««, sagt mir der junge, gut trainierte Amerikaner, der sich mit unserer Reisegruppe auf dem Flug in das Hochland von Mustang befindet. Er hat mich eingehend befragt, was unsere Mission sei und wie wir mit den Menschen dort oben zusammenarbeiten wollen. Welcher Art seine Mission war, gab er uns nicht zu erkennen, aber wir errieten es doch: Die Haltung der USA dem nepalischen Königreich gegenüber hat sich ins Gegenteil verkehrt, und das hat politische Folgen. Offenbar waren wir da einem »Kundschafter« begegnet.

Noch bei unserer Ankunft in Nepal hatten wir gelesen, dass die amerikanische Regierung, die viele Jahre den König im Bürgerkrieg gegen die Maoisten mit Geld und Waffen unterstützt hat, alle politischen Parteien Nepals warne, den Dialog mit den Maoisten zu suchen. Dann aber der Paukenschlag am 5. November: Präsident Bush und das Pentagon hatten ein Waffen-Embargo gegen Nepal verhängt. Der König sei nicht länger tragbar, er unterhalte ein absolutistisches Regime und bemühe sich nicht um die Wiederherstellung der Demokratie.

Noch überraschender die Zeitungsmeldung, dass der amerikanische Botschafter in Nepal gemeinsam mit seinem indischen Kollegen alle politischen Parteien sowie Akteure der Zivilgesellschaft zu einer Konsultation mit der Führung der Maoisten nach Neu Delhi (Indien) eingeladen habe. Zeitgleich bezeichnete der republikanische Senator Leahy vor dem amerikanischen Senat den nepalischen König als brutalen Alleinherrscher, der sowohl die Menschenrechte als auch die Demokratie missachte. Höhepunkt der Rede war der Appell

an die Armee, die Treue zum König aufzugeben und dem Willen des Volkes zu folgen. Alle politischen Parteien und die Maoisten sollten gemeinsam Wege zum Frieden und zur Demokratie finden.

Und damit nicht genug: Der Wortlaut dieser Rede wurde gar in den nepalischen Zeitungen abgedruckt, die sonst streng zensuriert werden! Und die Stimmen aus Amerika sind seitdem nicht verstummt. Auch im Kongress wächst die Meinung, dass das Volk von Nepal selbst Wege zu Frieden und Selbstbestimmung finden muss.

Für einen Christen gleichsam ans Herz rührend sind auch die Passagen aus der gemeinsamen Erklärung der Verhandlungspartner in Neu Delhi, in der sie je für sich ihre Schuld und ihr Versagen bekennen. Noch ist offen, ob dieser Dialog auch zu praktischen Schritten der Veränderung führen kann. Der König jedenfalls hat nach einer Auslandsreise nichts unversucht gelassen, um seine Macht aufrechtzuerhalten. Darüber hinaus hat er Zwischenfälle inszeniert, um den einseitigen Waffenstillstand der Maoisten

provokant in Frage zu stellen. Diese reichen von Einzelaktionen wie der Erschießung von 30 Teilnehmern einer Friedensdemonstration bis hin zum gezielten Kommandounternehmen seiner Spezialtruppe, die in einem Hubschraubereinsatz zwei Mao-Politiker während einer öffentlichen Versammlung umgebracht hat. Und mittlerweile haben die Maoisten tatsächlich ein Ende ihres Waffenstillstandes verkündet.

Mit geschätzten 120.000 Mann unter Waffen verfügt der König über ein gewaltiges Unterdrückungspotenzial. Auf der anderen Seite mehrzt sich der Ruf nach Frieden, sind die Menschen der Gewalt überdrüssig. Die Leute erkennen, dass es diesem Regime auch um das Geschäft geht. Der König bekommt allein vom Staat 318 mal mehr als der indische Präsident und zehnmals mehr als der Präsident der USA. Mittel, die verschwendet werden, obwohl sie zur Überwindung der Armut im Lande dringend gebraucht würden. Und so war es beeindruckend zu sehen, wie nach der Publikation der »Delhi-Declaration« an vielen Stellen der Stadt Gruppen von



**Christen beten für den Frieden. Neuerdings tun sie das nicht mehr nur in abgelegenen Regionen, sondern sie rufen zu öffentlichen Erklärungen und Kundgebungen auf.**

Jugendlichen das Gespräch mit Polizei und Sicherheitskräften suchten, wie gemeinschaftlich ein neues Nachdenken angefangen hat.

Von unseren christlichen Partnern in Nepal hören wir, dass diese neuen Entwicklungen von ihnen als die Antwort auf ihre Gebete und unsere weltweite Fürbitte und zugleich auch als Frucht ihrer vielfältigen mutigen Erklärungen gesehen werden.

Während unseres Besuches in Nepal hatten wir verschiedene Begegnungen und Gespräche mit dem nationalen Christenrat, unter dessen Dach sich ein innerkirchlicher Friedensrat (CEPJAR – Christian Efforts for Peace, Justice and Reconciliation) gebildet hat. Schon bald nach Aufnahme seiner Arbeit haben sich auch die anderen religiösen Gemein-

schaften in Nepal zu Wort gemeldet und miteinander einen interreligiösen Friedensrat gebildet.

Denn das Eintreten für den Frieden findet bei den Menschen und in der Gesellschaft Nepals große Aufmerksamkeit. Da will keiner zurückstehen, wenn er nicht Anerkennung und Wertschätzung riskieren will. So mehrten sich die öffentlichen Erklärungen, Kundgebungen und Demonstrationen, in denen sich zunehmend mehr Menschen auch auf den Straßen öffentlich zum Frieden bekennen. Für die Christen in Nepal auch das ein Beweis dafür, dass Jesus Christus als der Friede-Fürst am Werk ist.

All das Hoffnungsvolle kann jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass die zarten Schritte

zum Frieden noch immer bedroht sind, dass der Ausgang ungewiss ist. Für uns gilt weiterhin als Herausforderung, die nepalischen Christen zu stärken und ihre Friedensarbeit zu unterstützen. Darüber hinaus sollten wir nicht nachlassen, unsere Regierung und die internationale Staatengemeinschaft aufzufordern, ein förderliches Klima für Dialog und durchsetzungsfähige Verhandlungen zu schaffen, jede militärische Unterstützung einzustellen und die Beteiligung der Menschen an der Entscheidung über ihre eigene Zukunft durch die Förderung demokratischer Prozesse zu stärken.

Bernd Krause,  
Asienreferent

# Mugu – neues, altes Projekt der Hoffnung

## Erste Erfolge im Kampf gegen die Armut

»Wenn du dich Mugu näherst, dann fällt sofort auf, was sich verändert hat. Früher war der Gestank oft erbärmlich. Das ist heute anders.« So charakterisiert eine junge Bäuerin die Veränderungen in ihrem Dorf. Aber wichtiger als die neu gebauten Toilettenhäuschen, auf die sie zeigt, sind für die allgemeine Gesundheit die kleinen Küchengärten, die erheblich zur gesunden Ernährung der Familien beitragen. Erkennbar ist auch das gewachsene Selbstbewusstsein der Frauen in Mugu. Diesen ersten Veränderungen sollen bald weitere folgen.

Das Hochland von Mugu im Westen Nepals gehört zu den ärmsten Regionen des ohnehin schon armen Landes. In früheren Zeiten führten die meist tibetischstämmigen Volksgruppen ein armseliges Leben, aufge bessert lediglich durch Nebeneinkünfte, die sie durch den Handel oder Schmuggel über die Eisfelder und Pässe nach China betrieben.

Heute ist dieser Handel kaum noch ertragreich. Andererseits reicht die Landwirtschaft in dem kargen Landstrich nicht aus, um sich selbst versorgen zu können. So müssen die Männer auf Arbeitssuche nach Indien gehen. Die Frauen sind mit der Arbeit auf den Feldern und mit der Versorgung der Familie weithin auf sich allein gestellt. Kaum eine unter ihnen kann lesen und schreiben. Nahezu 70 Prozent der Kinder leiden an Unterernährung. Mangel und Entbehrung führen dazu, dass nur jeder Zweite 40 Jahre alt wird. Nur 14 Pro-

zent der Menschen in der Region verfügen über Toiletten und sauberes Trinkwasser. Der Versuch, ein Krankenhaus auf der Hochebene zu errichten, ist schon bald wieder eingestellt worden. Entsprechend dürftig ist die medizinische Versorgung. Die Kindersterblichkeit ist dreimal so hoch wie im übrigen Nepal. Unterernährung und Hunger gehören zur alltäglichen Realität.

Erste Schritte der Veränderung im Mugu-Distrikt wurden immerhin möglich durch den

langjährigen Einsatz von UMN-Mitarbeitern. Heute nun gehört Mugu zu einem der Gebiete (»Kluster«), in denen die UMN (United Mission to Nepal) auch nach ihrer Neustrukturierung weiterhin arbeiten will – was aber nicht einfach ist. Die abgelegene Region ist schwer zu erreichen und die Sicherheitslage prekär. So wurde etwa während einer UMN-Tagung in Kathmandu vor zwei Jahren uns morgens um neun die Nachricht überbracht, dass die UMN bis 13 Uhr

**Für die tibetischstämmigen Volksgruppen in der Region Mugu gehören Hunger, Krankheiten und Entbehrungen zur alltäglichen Realität.**



ihre Mitarbeiter aus Mugu zu evakuieren habe, weil die Armee mit Granatwerfern und Raketen einen Einsatz gegen die Maoisten durchführen wolle.

Die Gossner Mission, die seit mehr als 35 Jahren Mitglied der UMN ist, hat mehrere Jahre lang die Arbeit in Mugu mitfinanziert. Zeitweise war es unser Bestreben, auch einen deutsche(n) Mitarbeiter(in) dort einzusetzen. Heute aber, in diesen unsicheren Zeiten, unterstützen wir die Arbeit der burmesischen Ärztin Dr. Maureen Dariang. Denn Mitarbeiter aus Südostasien sind mit den Lebensverhältnissen und Umständen im Land besser vertraut und können daher effektiver arbeiten.

Trotz aller Anstrengungen aber sind die schwierigen Lebensumstände, ist die Armut und Entbehrung der meisten Menschen in Mugu bis heute bestehen geblieben. Das neue Projekt der UMN nun, an dem Dr. Dariang mitarbeitet, ist von Beginn an auf die Einbeziehung von

staatlichen Gesundheitsstationen und anderen Projekten angelegt.

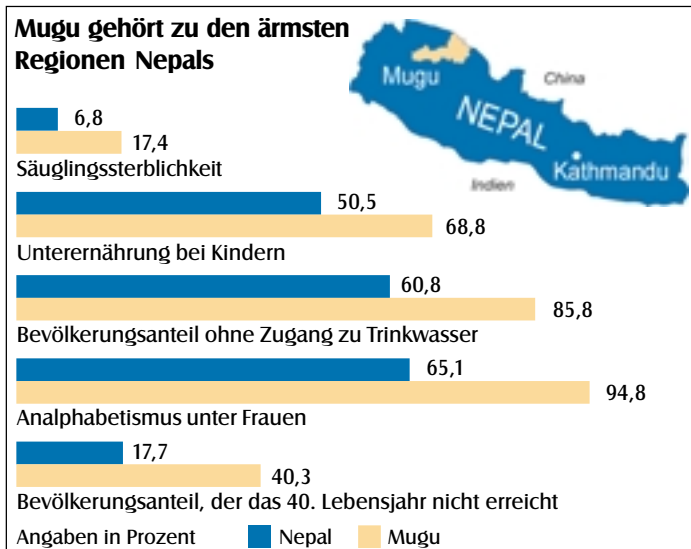
Ausgehend von der Beobachtung, dass vorrangig Kinder in der Region an Lungenentzündung, Unterernährung, Durchfall, Masern und Malaria sterben, sollen entsprechende Vorsorgemaßnahmen eingeleitet werden. Vor allem die Frauen sollen ein Bewusstsein für die Gesundheitsrisiken entwickeln. Bekämpft man diese Risiken und die Ursachen von Armut, dann ändert sich auch das Bewusstsein insgesamt. Mütter wollen nun ihren Kindern die notwendige Hygiene ermöglichen und ihnen ausreichende und gesunde Nahrung bereitstellen. Dazu müssen aber die Voraussetzungen geschaffen werden und mehr Lebensmittel zur Verfügung stehen. Deshalb beginnen die Frauen mit dem Bau der Toiletten, und deshalb entstehen die neuen Küchengärten.

»Wenn man das Leben nicht länger als unabänderliches Schicksal hinnimmt, wenn man

miteinander entdeckt, dass man vieles verändern kann, dann nimmt man auch die neuen Angebote an, dann kommen die Frauen mit ihren Kindern zu Vorsorgeuntersuchungen und achten auf die entsprechenden Schutzimpfungen«, weiß Dr. Dariang. Wie sie festgestellt hat, benötigt diese Arbeit keine aufwändige Infrastruktur oder große finanzielle Investitionen. Viel wichtiger ist es, die Selbstorganisation der Frauen zu stärken und ihnen die notwendige Anleitung zur Umsetzung ihrer Ziele zu geben.

Diesmal sieht es so aus, als könnte dieser Ansatz auch unter den erschwerten Bedingungen in Mugu funktionieren – sicher auch dank des großen Engagements von Dr. Dariang. Davon ist auch das Hamburger Nepalteam überzeugt, das auf seiner Reise im Herbst 2005 die Ärztin getroffen hat und sich von ihrer erfolgreichen Arbeit ein Bild hat machen können.

Mit Unterstützung der Gruppe aus Hamburg will die Gossner Mission ihr Engagement für Mugu nun ausweiten. Auch andere Dörfer im Mugu-Distrikt sollen in den nächsten drei Jahren Unterstützung erfahren. Insgesamt sind 16.400 Euro für diese Arbeit bereitgestellt. Die Projektverantwortlichen vor Ort gehen davon aus, dass drastische Verbesserungen erzielt werden können und sich die Gesundheitslage und Lebenserwartung vieler Menschen und insbesondere der Kinder nachhaltig positiv entwickeln wird.



Bernd Krause,  
Asienreferent



## »Bis ich sterbe ...«

Offizielle Aids-Infektionsrate liegt bei 17 Prozent

»Bis ich sterbe, werde ich versuchen, so viele Mädchen wie möglich anzustecken...« Musonda Sakala (Name geändert), ein siebzehnjähriger HIV-positiver Junge aus dem Westen Sambias, sagt dies in die laufende Kamera. Im sambischen Fernsehen wurde der Film des Dokumentarfilmers Sorious Samura, der auch die katastrophale Lage des sambischen Gesundheitswesens zeigt, nicht ausgestrahlt. Augen zu, um die Wirklichkeit nicht anerkennen zu müssen?

Auf einem Wochenend-Workshop der Gossner Mission auf dem IbeX Hill-Gelände am Rande Lusakas führt die nüchterne Dokumentation »Living with Aids«, die auf jede Wertung oder gar den pädagogischen

Zeigefinger verzichtet, zu schockhaften Reaktionen – und der Forderung, den Film so vielen Menschen wie möglich zu zeigen.

Zum Workshop eingeladen sind 20 so genannte Peer Edu-

cators aus dem Gebiet des Naluyanda Integrated Project (NIP), das die Gossner Mission seit vielen Jahren unterstützt. Die Peer Educators – engagierte freiwillige Helfer aus dem mehr als 300 Quadratkilometer



**Aidsaufklärung in Naluyanda: Mit einem Rollenspiel wird auf die Ansteckungsrisiken hingewiesen. Auch die Kinder gehören schon zum interessierten Publikum.**

versucht, der Flut der Patienten Herr zu werden.

Die wenigen Betten sind leer, die Patienten werden ambulant behandelt, nur für wenige Stunden finden Schwerstkranke und Unfallopfer Platz in den wenigen Betten der Station. Sie werden von Familienangehörigen gepflegt – und gepflegt. Essen kann die Station nicht anbieten. Die schwereren Fälle müssen in das nächste Krankenhaus nach Lusaka überwiesen werden. Nur selten verirren sich in das Projektgebiet Autos, die Patienten transportieren könnten. Die schwereren Fälle müssen mit dem Ochsenkarren auf Wegen, die man in der Regenzeit zum Teil noch nicht einmal als Fußgänger benutzen kann, stundenlang und kilometerweit zum nächsten mit Autos befahrbaren Weg transportiert werden.

Mit all diesen Problemen haben auch die Peer Educators des NIP zu kämpfen. Die Strecken zu den Dörfern, in denen Aufklärungsaktionen laufen sollen, müssen sie zu Fuß zurücklegen. Um die Unkosten abzudecken, als »Entgelt« und »Anerkennungshonorar« zahlt die Gossner Mission ihnen einen geringen Betrag.

Eine erste Einführung erhielten die Peer Educators, alle ohne vorherige Ausbildung in

der Aids-Bekämpfung, während eines Wochenend-Seminars im Herbst 2003, ein zweites viertägiges Weiterbildungsseminar folgte im Herbst 2004. Das dritte im Januar 2005 bot einen intensiven Erfahrungsaustausch und fachliche Diskussionen vor allem zu den beiden Hauptthemen Sensibilisierung und häusliche Fürsorge für Aidspatienten, die zu Hause leben – und sterben.

Nach Regierungsangaben liegt die Infektionsrate – alles Hochrechnungen, die Dunkelziffer ist riesig – bei 17 Prozent, die Aids-Organisationen sprechen von 30 Prozent. Dort, wo die Dokumentation gedreht wurde, soll sie bei elf Prozent liegen. Die Gossner Mission stellt dem Landesdirektor einer sambischen Nicht-Regierungsorganisation, deren Hauptaufgabe die Aids-Bekämpfung ist, eine Kopie des Films zur Verfügung. Er ist ebenfalls schockiert. So deutlich und ohne Schminke ist das Problem seiner Meinung nach selten dokumentiert worden.

Er erzählt von einem Besuch in einem Bezirk östlich von Lusaka, in dem seine Organisation arbeitet. Dort liege die Infektionsrate bei fast 50 Prozent. »Wenn die Situation im Westen Sambias bei elf Prozent schon so grausam ist, wie muss es dann erst im Osten bei fast 50 Prozent aussehen?«

Peter Röhrig, Mitarbeiter  
der Gossner Mission  
in Sambia

großen NIP-Projektgebiet – führen in den Dörfern »Sensibilisierungsaktionen« durch und kümmern sich um Aids-Kranke.

Obwohl sich in Sambia Dutzende einheimischer und ausländischer Organisationen, staatlicher wie nichtstaatlicher, dem Kampf gegen die Immunschwäche-Krankheit verschrieben haben, sind die Aids-Kranken im Gebiet von Naluyanda – geschätzte Bevölkerung: 18.000 bis 20.000 Menschen – weitgehend ihrem Schicksal überlassen.

Die einzige Gesundheitsstation im NIP-Projektgebiet hat kein fließend Wasser und keinen elektrischen Strom; das Personal besteht aus einer Krankenschwester, die verzweifelt

# Warum nur eine einzige Frau?!

## ... und andere Beobachtungen aus Sambia

Nichts ist anders in Naluyanda. Nicht anders als in anderen Teilen Sambias, nicht anders als im Rest Afrikas, nicht anders als in vielen Teilen der Welt: Die Last für das tägliche Leben der Familie, für Essen und Trinken, Wohnen und Kleidung, Gesundheit und Bildung liegt auf den Schultern der Frauen. »Women Networking« ist daher neben anderen »Komponenten« eines der Hauptziele der Arbeit von Gossner Mission und Naluyanda-Projekt.

»Women Networking«: Das heißt, einzelne Frauen und Frauengruppen dabei zu unterstützen, ein Netzwerk aufzubauen, durch gemeinsam geplante und durchgeführte Aktionen stärker zu werden, ihre eigenen Interessen und die elementaren Bedürfnisse ihrer Familien gegen Politiker, deren Machtspiele und Traditionen durchzukämpfen.

Und dann kommt es zu Wahlen ...

Das Gebiet des Naluyanda Integrated Project (NIP) ist in sechs Teilgebiete (»areas«) unterteilt. Im Herbst 2005 gab es Wahlen. In den Teilgebieten wurden die Gebietskomitees gewählt. Wählen darf, wer bereits Mitglied ist oder eine Mitgliedskarte für 3000 Kwacha, zurzeit 75 Cent, kauft. Die Frauen sind aktiv: In fünf der sechs Wahlversammlungen, die einige nur nach stundenlangem Fußmarsch erreichen, sind sie im Vergleich zu den Männern weit in der Überzahl. Zehn Männer und Frauen sind zu wählen. Am Schluss des Wahlgangs ist die Überzahl dahingeschwunden. Die Komitees sind halbe-halbe, 50 Prozent Männer, 50 Prozent Frauen.

Zwei Wochen später wählen die jeweils zehn Delegierten der sechs Gebietskomitees das oberste Leitungsgremium (Naluyanda Advisory Board = NAB) des NIP. Den Regeln der NIP-Satzung und demokratischen Spielregeln folgend, wählen die 60 Stimmberechtigten zehn Mitglieder in das NAB. Für das Amt des Schatzmeisters kandidiert eine Frau, ohne Gegenkandidaten. Der Job macht Arbeit. Das können die Frauen, arbeiten ... Sie wird einstimmig gewählt. Für alle anderen Funktionen meldet sich keine Frau. Also ist die Zahl der Frauen auf zehn Prozent geschrumpft, eine Frau und neun Männer.

Auf dem Heimweg sind ein paar Frauen unter sich. Trotzdem sprechen sie das Thema nur zaghaft an. Warum nur eine einzige Frau? Wo doch die Arbeit am Schluss meist von Frauen getan wird. Wenn es um Ämter geht, so sind sich alle schnell einig, sind die Männer da, traditionell stehen ihnen die Führungspositionen zu. Und: Solch ein Amt kostet Zeit, die Frauen sind weg, sie »vernachlässigen« ihre Familien, wer kocht das Essen? Also sehen es die Männer nicht gern, wenn die eigene Frau »aushäusig« ist. Aber nächs-

tes Mal, in drei Jahren, da sind sich alle schnell einig, müssen mehr Frauen ins Leitungsgremium. In drei Jahren ...

### Verkehrsschilder und Suppentöpfe

Der Verkehr in Lusaka hat in den letzten Jahren enorm zugenommen: Früher waren fünf Autos an einer Vorfahrtsstraße ein Verkehrsstau, heute gibt es richtige Staus, 20, 50 100, 200 Autos, Verkehrsampeln, viele neue Verkehrsschilder. Auf der Fahrt durch Lusaka, auf dem Wege nach Naluyanda, führt der Weg an solchen Verkehrsschildern vorbei. Obwohl sie neu sind, haben viele schon Löcher, viele Löcher. In der Tageszeitung »Post« kann man die Erklärung finden: Diebstähle von Verkehrsschildern nehmen zu: Aus den Schildern werden Kochtöpfe gemacht; perforiert sind die Schilder dafür nur noch bedingt geeignet.

Wahlen in Sicht:  
Kommt es zu »50 + 1«?

Die »Post«, in ihrer Knalligkeit oft der Bild-Zeitung ähnlich, ist die einzige Tageszeitung Sambias, die Kritik an der Regierung



**Frauen aus Naluyanda: Die Last für das tägliche Leben der Familie, für Essen und Trinken, Wohnen und Kleidung, Gesundheit und Bildung liegt auf den Schultern der Frauen. Das ist in Naluyanda nicht anders als sonstwo in der Welt.**




übt, oft hart, manchmal unter der Gürtellinie; die anderen Zeitungen sind teils unkritisch, teils regierungshörig, Hofberichterstattung. Der Herausgeber wurde vor einigen Wochen verhaftet, dann aber gegen Zahlung von 50.000 US-Dollar, bezahlt von einem betuchten Freund und Förderer, vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt. Die »Post« wird von Politikern aller Couleur gern als Sprachrohr benutzt. Auch der Parlamentsabgeordnete des Wahlkreises, zu dem Naluyanda gehört, bedient sich der Zeitung, zumal im Wahljahr 2006, in dem es um die eigene Wiederwahl geht – und um die Wahl des Staatspräsidenten.

Noch tobt aber ein mit harten Bandagen geführter Kampf um die seit letztem Jahr diskutierte zentrale Frage, ob die Verfassung noch vor den Wahlen geändert werden kann und soll. Und in dieser Debatte geht es wiederum um die Frage, welche Mehrheit für die Wahl zum Präsidenten genügt oder notwendig ist. Der jetzige Präsident Levy Mwanawasa tritt zur Wiederwahl an. Er hofft, dass die jetzige Verfassung nicht geändert wird. Sie besagt: Es gibt nur einen Wahlgang; wer in diesem Wahlgang die Mehrheit der Stimmen gewinnt, ist Präsident.

So wurde Levy, wie er in den Schlagzeilen genannt wird, mit 27 Prozent der Stimmen Präsident, gegen 73 Prozent der Wähler. Was will »das Volk« – die schwache Opposition im Parlament, die Nicht-Regierungsorganisationen, die Kirchen und Gewerkschaften, Studenten, Universitäten, Unternehmerverbände, diejenigen also, die

sich öffentlich artikulieren können? Sie wollen 50 + 1, sie fordern eine Verfassungsänderung mit einem zweiten Wahlgang und einer Stichwahl zwischen den beiden Kandidaten mit den meisten Stimmen. Dann, so meint »die Opposition«, werde Levy abgewählt. Die »Post« nennt ihn in einem der Kommentare, ohne Nennung des Namens des Autors, einen »schamlosen Lügner«. Unter den Deutschen in Lusaka wird die Frage diskutiert: Könnte oder würde sich »Bild« das leisten?

 Lesen Sie auch unsere »Notizen aus Naluyanda« auf unserer Homepage [www.gossner-mission.de](http://www.gossner-mission.de)

Peter Röhrig

# Von Mäuse backen bis Schuhe putzen

## Große Unterstützung, viele kreative Ideen: Wir sagen Danke!

Sie haben Schuhe geputzt, Unterschriften gesammelt, Flohmärkte organisiert. Sie sind als Sternsinger durch die Schule gezogen, haben Gottesdienste vorbereitet und Gäste bewirtet. Seit jeher wird die Arbeit der Gossner Mission getragen von Kirchengemeinden, Freundeskreisen und engagierten Gruppen. Auch im vergangenen Jahr ließen sich diese wieder einiges einfallen, um Spenden zu sammeln und für die Gossner-Arbeit zu werben.

Es ist nicht einfach, in diesen wirtschaftlich angespannten Zeiten, in denen private ebenso wie öffentliche Haushalte einem Sparzwang unterliegen, mit Spendenbitten und neuen Projekten an die Öffentlichkeit zu gehen. Diese Erfahrung haben im vergangenen Jahr auch unsere Unterstützerguppen machen müssen. Geantwortet haben sie auf diese Herausforderung mit Flexibilität und kreativen Ideen.

Der Sambiakreis Ostfriesland etwa hat gebacken. Kein Brot, keinen Kuchen, sondern Gebäck in Mäuse-Form ... Anlass war eine Ausstellung in der Sparkasse Wittmund, bei der 14 Ölbilder

aus Sambia zu sehen waren, gemalt von unserem früheren Mitarbeiter in Lusaka, Hermann Rodtmann. Zur Vernissage hatte der Sambiakreis Grußworte, Informationen und eben Gebäck vorbereitet, denn, so lautete die Begründung, auch in Sambia isst man gerne Mäuse, echte allerdings, und außerdem sammle der Arbeitskreis auch »Mäuse« für die Sambia-Arbeit.

Ein weiteres Beispiel aus Ostfriesland. In einem Schreiben forderte der Freundeskreis Ostfriesland im vergangenen Sommer Gemeinden und Einzelpersonen auf, die Weiterbildung einer jungen indischen Theologin finanziell zu unterstützen. Sie

will ein knappes Jahr lang in der Jugendbildungsstätte Asel berufliche Erfahrungen sammeln, um die Arbeit in der Gossner Kirche in Indien mit neuen Impulsen beleben zu können. So wurde um Spenden oder um »Ein-Monats-Patenschaften« gebeten. 5000 Euro sollten zusammenkommen.

Ein gewagtes Unterfangen? Zunächst dachten das einige im Freundeskreis, aber sowohl Gemeinden als auch einzelne machten mit, sammelten Kollekten oder Geburtstagsspenden unter Verwandten und Bekannten. Und die Jugendbildungsstätte in Ostfriesland übernahm Kost und Logis der jungen Frau. So konn-

## Mit Spenden mitgestalten

Eine wichtige Form der Beteiligung an der Arbeit der Gossner Mission ist für viele unserer Freundinnen und Freunde die Gabe von Spenden. Ein Blick auf das Spendenaufkommen der letzten Jahre zeigt: Einzelne, Gruppen und Gemeinden unterstützen uns und unsere Partner treu und verlässlich.

Als genereller Richtwert für die angestrebten Einnahmen an Spenden und Kollekten galt in den letzten Jahren die Summe von 300.000 Euro. Nun konnten wir 2005 gar ein Spendenaufkommen von 328.561,78 Euro erzielen. Ein Ergebnis, über das wir uns sehr gefreut haben. Viele dieser Spenden waren zweckgebunden. Vor allem für unsere Fluthilfe auf den Andamanen/Nikobaren haben sich dankenswerterweise sehr viele Menschen engagiert.

Ihre zweckgebundenen Spenden tragen zur Gestaltung unserer Projekte und nachhaltiger Arbeit bei unseren Partnern bei. Dankbar sind wir aber auch über Spenden, mit denen Sie die grundsätzlichen Aufgaben der Gossner Mission unterstützen. Die Begleitung und Vorbereitung der Projekte durch die Berliner Dienststelle, die regelmäßigen Informationen über unsere Arbeit, das Fördern der ökumenischen Begegnungen – um nur einige Aufgaben zu nennen – werden neben der Finanzierung durch Landeskirchen auch durch Ihre nicht-zweckgebundenen Spenden getragen. Angesichts der knapper werdenden öffentlichen und kirchlichen Kassen brauchen die Gossner Mission und ihre Partner Ihre Spenden, liebe Leserinnen und Leser, mehr denn je! So erbitten wir Ihre Unterstützung herzlich auch in diesem Jahr.

Tobias Treseler, Direktor

te diese im September nach Asel anreisen und ihre »Lehrzeit« dort beginnen.

Ihre Freizeit opferten dagegen mehrere Erzieherinnen in Bochum-Stiepel: An einem Adventsamtstag boten sie an, Kinder in ihrer Einrichtung zu betreuen, damit die Eltern zum Geschenkekauf aufbrechen konnten. Natürlich war der Service nicht umsonst: Die Einnahmen waren für eine Vorschule in Sambia bestimmt.

Weithin beliebt, um Informationen weiterzugeben und Spenden für den guten Zweck zu sammeln, waren auch im Jahr 2005 Floh-, Advents- und Weihnachtsmärkte. Da wurde vorher eifrig nach alten Kostbarkeiten Ausschau gehalten, wurde gehäkelt, gestickt und gebastelt, oder wurden indische Handarbeiten verkauft. Und natürlich hieß es dann, Geduld haben und aushalten, manchmal auch bei Regen oder Minusgraden. Immer aber war klar – ob in Wiesbaden oder Wittstock, Löhne oder Lippe – der Erlös soll die Arbeit der Gossner Mission unterstützen.

Besonders freut es uns, dass wir immer mehr Anfragen von Schulen, Kindergärten oder jungen Gemeindegruppen haben, die sich für Alltag und Probleme in Übersee-Ländern interessieren und sich voller Engagement an die Sache machen. Dia-Nachmittag im Kindergarten, Schuhputzaktion beim Schulfest, Sternsinger-Einsatz mit Sammelbüchse: Es gibt viele Möglichkeiten, um Mädchen und Jungen zu helfen, für die der Schulbesuch nicht so selbstverständlich wie bei uns ist. Auch mehrere Schulpartnerschaften konnten bereits angebahnt werden.

## Zahlreiche Spenden sind projektbezogen



Hier exemplarisch eine Auswahl der Projekt-Spenden in 2005:

86.534,49

Flutopfer Indien

5.405,00

Gossner Theologisches College, Ranchi

16.000,00

Projektmittel für CEPJAR (Friedensarbeit Nepal)

8.435,56

Vorschule Naluyanda

3.360,49

Frauenarbeit Sambia

10.290,00

Jahresprojekt »Menschenrechte«

Denn natürlich ging es bei all diesen Aktionen nicht nur um materielle Unterstützung, sondern auch um das Fördern von Toleranz und Solidarität, um spirituelle Verbundenheit und um gemeinsame soziale und sozialpolitische Ziele. So gab es zahlreiche ökumenische Begegnungen, wenn Gossner-Gäste bei uns in Deutschland Gemeinden besuchten oder Reisegruppen nach Indien, Nepal oder Sambia führen. Es gab Gottesdienste, in denen auf spezielle Probleme in unseren Partnerregionen hingewiesen wurde, und Einzelaktionen wie die Unterschriftensammlung in den Nepalgemeinden Bergkirchen und Hamburg, die im Januar 2005 ihre Resolution

für die Wahrung der Menschenrechte in Nepal über die Gossner Mission an den Menschenrechtsausschuss des Bundestages überreichen konnten.

Leider können hier nicht alle Aktionen und Aktivitäten gewürdigt werden. Wir möchten aber allen Freundinnen und Freunden unserer Arbeit für ihre unermüdliche Mitarbeit und Unterstützung, für ihre Initiative, für ihre Anregungen und Kritik im vergangenen Jahr ganz herzlich Danke sagen. Und wir freuen uns schon auf viele Begegnungen und Aktionen in diesem Jahr ...

Jutta Klimmt

# »Jetzt haben die Punks das schönste Haus in Jena«

## Junge Gemeinde: Treffpunkt der Unangepassten

Im November besuchte der Ausschuss Gesellschaftsbezogene Dienste der Gossner Mission die »Junge Gemeinde Stadtmitte« in Jena. Die Arbeit der Jungen Gemeinde ist fester und in der Regel kontrovers diskutierter Bestandteil der vom Thüringer Predigerseminar und der Gossner Mission gemeinsam durchgeführten »Stadtwochen« für Vikarinnen und Vikare der Thüringer Landeskirche. Anlass genug für dieses Porträt der Jungen Gemeinde.

Die Jenaer Junge Gemeinde (JG) war schon immer ein Treffpunkt der Unangepassten. »In den



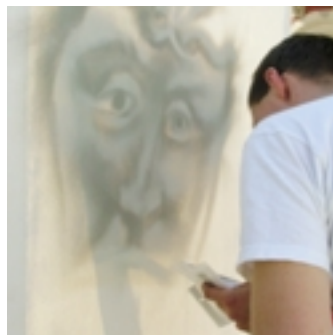
70ern waren es die Langhaari- gen«, erzählt Lothar König, der Jugendpfarrer. Als die eingesperrt wurden oder aus der DDR ausreisten, kamen die Punks. Sie beherrschten die 80er Jahre. »Zur Zeit der Wende waren wir alle auf der Straße, dann kamen die Hausbesetzungen, die Auseinandersetzungen mit Punks, die in die Skin-Head-Szene gewechselt waren.«

Und heute? Politisch geht es wie eh und je gegen Rechtsradikale. Erst im Juni wurde in der Stadt ein Europa-Treffen rechtsradikaler Organisationen verhindert, in einem breiten Bündnis, das 3000 bis 4000 Menschen zusammenbrachte, die Junge Gemeinde in der vorderen Reihe. Oder es geht mit einer Gruppe

nach Gorleben, um am Protest der Bevölkerung gegen die Castor-Transporte teilzunehmen.

Und doch hat sich vieles verändert im Laufe der Zeit. Die Königs, Lothar und seine Tochter Katharina vom JG-Team, sitzen inzwischen im Jenaer Stadtrat und versuchen, auch auf diesem Weg etwas für eine gedeihliche Jugendarbeit in Zeiten leerer Kassen zu erreichen. »Wir müssen heute fast die Hälfte unserer Zeit darauf verwenden, Anträge und Berichte zu schreiben und über Geld zu verhandeln«, klagt Katharina. »Das nervt und zieht Energie ab.«

Energie, die dringend gebraucht wird für die wachsende Zahl von Jugendlichen zum Beispiel, die in Jena auf der Straße leben. »Das sind mehr, als man denkt.« Katharina, sie ist die Streetworkerin im Team, spricht



diese Jugendlichen an. Der Verbindungspunkt zur JG ist das offene Café mitten im Stadtzentrum, keinen Steinwurf weit entfernt von Jenas Konsum-Tempeln. Die JG ist häufig die einzig verbliebene Verbindung junger Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft. Das wissen inzwischen



auch Richter und Staatsanwälte zu schätzen, die die JG als Vermittler akzeptieren. »Wir holen Leute aus der U-Haft, geben Sozialprognosen ab. Hierher können sie ihre Post bestellen.«

Aber der Anspruch des Teams der JG geht weit über diese »Nothilfe-Funktion« hinaus: »Jugendliche wollen wahrgenommen werden, nicht überflüssig sein«, erklärt Katharina. Das Konzept der Jungen Gemeinde setzt auf die Entwicklung von Eigenständigkeit und Verantwortung: im Café, in selbstorganisierten

Workshops, in der Theatergruppe oder, wie zuletzt, bei der Renovierung des Vorderhauses. »Jetzt haben die Punks das schönste Haus in Jena«, lauten Kommentare nach der Renovierung, die mit nicht geringem Stolz zitiert werden.



»Jugendliche erkennen sofort, ob man mit ihnen sozialpädagogische Spielchen treibt oder ob sie ehrlich gebraucht werden«, sagt Lothar. »Dass ihnen etwas gelingt, daran wachsen sie und merken: Sie werden Teil einer gemeinsamen Energie.« Das ist nicht immer einfach. Freiheit zu leben, alles auszuhandeln, miteinander besprechen zu müssen, ist anstrengend. Lothar König kürzt solche Prozesse bisweilen schon mal ab. Auch halten es nicht alle einen ganzen Abend lang in der rauchgeschwängerten Luft des Versammlungsraums aus.

Aber das Ganze ist ein in der Regel produktives »Chaos«, an dessen Ende wichtige Beschlüsse stehen. Wie im Mai letzten Jahres, als es um die Frage ging: »Machen wir etwas gegen das Europa-Treffen der Rechtsradikalen?« Und wo die Angst vor einer Übermacht und möglichen Übergriffen seitens der Rechten mit Händen zu greifen war, am Ende

aber der klare Beschluss stand: »Wir stellen uns dieser Herausforderung!« Ergebnis siehe oben.

Gelegentliche Regelverletzungen und Provokationen sind bei den Aktionen der Jungen Gemeinde durchaus gewollt. Sie sollen die Öffentlichkeit wachrütteln und gehören zu jugendlicher Protestkultur. »Jugendliche haben ein sehr ausgeprägtes Empfinden für Unrecht. Es muss jemand da sein, der aufschreit. Deshalb gehen wir manchmal an Grenzen«, begründet Lothar König dieses Engagement. Dass dies auch im freundlich gesonnenen Umfeld bisweilen für Irritation und Unruhe sorgt, wird in Kauf genommen.

Vor allem in den Bereichen Kultur und Sport sind im Laufe der Zeit eine Vielzahl von Gruppen und Initiativen aus der Arbeit der JG entstanden, die sich



zum Teil selbstständig gemacht haben. Auch was als Individualisierung, Vereinzelung, bezeichnet wird, prägt in zunehmendem Maß Empfinden und Verhalten der Jugendlichen. Lothar König sieht darin die größte Herausforderung für die Zukunft: »Wie kann es gelingen, unter diesen Bedingungen noch Gemeinsamkeit zu erzielen?«



Weil sie in der Öffentlichkeit häufig im Vordergrund steht, war die Junge Gemeinde zeitweise mit »der« Kirche identifiziert worden. Dass das nicht jedem in der Volkskirche gefällt, überrascht nicht, aber: »Wir haben ein Stadium der wechselseitigen Anerkennung erreicht«, beschreibt Lothar König die gegenwärtige Situation. »Die Jungen Gemeinden sind andernorts inzwischen so klein geworden, dass sie nicht mehr funktionieren, während wir einer der letzten Anlaufpunkte für eine offene Arbeit sind, die Jugendliche ansprechen kann.«

Die wachsende Zahl von Kindertaufen im Umkreis der Jungen Gemeinde sollte daher auch diejenigen zuversichtlich stimmen, die kritisch nach der »Kirchlichkeit« dieser Arbeit fragen. »Natürlich stehen wir unter dauernder Beobachtung«, weiß das Team der Jungen Gemeinde. »Andere können es sich leisten, nach einem Konzert ihren Dreck liegen zu lassen. Wir machen unseren Dreck immer sofort weg. Wir müssen besser sein als die anderen.«

Michael Sturm,  
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

# Die Resignation überwinden

## Toulouse: Gemeindearbeit unter schwierigen Bedingungen

Ich bin Priester in einem Viertel von Toulouse, das sich »Mirail« nennt. »Mirail« bedeutet Spiegel. Dieser Name ist passend gewählt, spiegelt sich hier doch das wider, was sich heute in vielen Vierteln Frankreichs abspielt – an Gutem und an Schlimmem. Hier möchte ich über das Gute schreiben, denn ich bin überzeugt, dass die Christen, die sich in »Mirail« engagieren, neue Formen unserer Kirche leben.

In Toulouse waren die Gewalttätigkeiten, die im Herbst 2005 in allen größeren Städten Frankreichs aufflammten, nicht so extrem wie im Jahr 1998: Damals wurde ein Jugendlicher, der ein Auto gestohlen hatte, von der Polizei erschossen. Auch damals gab es Diskussionen überall: Manche Menschen versuchten, sich in den jungen Mann und seine Notlage hineinzuversetzen und verurteilten die Brutalität der Polizei. Andere beschuldigten das Opfer und verteidigten die »Ungeschicklichkeit« des Polizisten.

Diesmal drehten sich die Diskussionen in Toulouse vor allem um die Ursachen: Arbeitslosigkeit, Wohnungsmangel und misslungene soziale Integration (nicht nur der Immigranten). Dabei waren sich alle einig, dass das Anstecken von Autos und Gebäuden keine Lösung sein kann. In einigen Familien, die ich besuchte, sagten mir die Jugendlichen: »Mein Vater ist arbeitslos, mein älteren Bruder hat studiert, er hat Diplome – und ist dennoch arbeitslos. Warum soll ich also in die Schule gehen? Es nützt doch nichts!«

Die meisten, die sich an den Krawallen beteiligten, waren 14- bis 18-jährige Jugendliche.

Wieviele aber haben letztlich mitgemacht? Bei uns in Toulouse vielleicht 30 bis 50 – also nicht viele für ein Stadtviertel von 15.000 Einwohnern.

An einem der Abende, an dem wieder Krawalle zu erwarten waren, versuchten einige Erwachsene, sich zwischen die Jugendlichen und die Polizei zu stellen. Wir wollten vor allem mit ihnen reden. Bei uns war Djilali, ein 30-jähriger Algerier, der mutig auf eine Gruppe Jugendlicher zuzug. Das Gespräch dauerte eine Weile. Am anderen Ende der Straße flogen schon Wurfgeschosse durch die Dunkelheit. Djilali fragte seine Gesprächspartner, ob sie denn nicht hinübergehen wollten, zu ihren Kumpels. »Nein, heute nicht. Heute konnten wir ja mit euch reden, konnten wir von unseren Problemen erzählen«, antwortete einer aus der Gruppe. »Ihr habt uns zugehört. Das ist es, was wir wollen.«

Ich habe in diesen Wochen auch ganz bewusst beobachtet, dass viele Jugendliche verzweifelt nach einer Arbeitsstelle suchen. Es geht ihnen also durchaus nicht nur um Randalen. Allerdings haben sich da manche moralische Grundsätze verschoben. So habe ich einmal erlebt, dass mehrere

Jungs eine Baustelle besetzt hatten: »An dieser Baustelle wird niemand arbeiten, bevor Sie uns nicht eingestellt haben.« An diesem Tag hatten sie mit ihrer Taktik Erfolg. Aber wie lange wird ihr Glück dauern?

In Toulouse sind die Brandstiftungen jetzt beendet, aber die Probleme nicht geregelt. Wie werden diejenigen, denen man so viel versprochen hat, reagieren, wenn nichts geschieht?

Denn die Organisationen, die Sozialarbeiter und die Ehrenamtler, die in diesen Vierteln arbeiten, stehen vor großen Herausforderungen. Seit drei Jahren hat die Regierung immer und immer wieder die Subventionen gekürzt, so dass viele ihre Aktivitäten stoppen mussten. Dabei ist ihre Arbeit unersetzbar. Einige helfen den jungen Menschen bei der Arbeitssuche oder begleiten sie zum Arbeitsamt; andere unterstützen die Eltern bei der Auswahl der Schule und die Kinder bei den Schularbeiten. Auch leben in diesen schwierigen Vierteln viele alleinerziehende Mütter. Sie brauchen jemanden, mit dem sie über ihre Probleme reden können, der ihnen bei alltäglichen Fragen zur Seite steht.

Und die Christen? Viele sind in solchen karitativen Vereinen



**Am Fuß eines Hochhauses in einem Immigrantenviertel in Toulouse: Einige Arbeitslose bereiten das Mittagessen für sich und ihre Freunde vor.**



und Organisationen engagiert. Die christliche Gemeinschaft in »Mirail« besteht vor allem aus Afrikanern, die Diskriminierung und Arbeitslosigkeit aus eigener Erfahrung kennen. Und der Dialog mit den Moslems wird zunehmend einfacher. Er macht sich jetzt an gemeinsamen Realitäten fest: in Sachen Gesundheit, Diskriminierung, Arbeitslosigkeit, Zukunft der Jugendlichen ...

Unsere Gemeinde hat vor einigen Wochen Sozialarbeiter aus anderen Vierteln nach »Mirail« eingeladen. Kleine Gruppen haben verschiedene Einrichtungen besucht; und jeder konnte erzählen, was er erlebt hat, was ihn motiviert und was ihm Hoffnung gibt. Als wir wieder zusammenkamen, waren alle be-

geistert, manche sagten: »Endlich konnten wir über alles frei sprechen, was uns bewegt.«

Ich denke, dies ist eine wichtige Aufgabe der Kirche. Die Kirche muss ein diskreter und einfacher Ort sein, wo jeder die Freiheit hat, sich und seine Sorgen auszudrücken. Andere Stadtviertel haben sich nun einverstanden erklärt, diese Art von Besuchen fortzuführen. Das ist für uns eine besonders gute Nachricht.

Nun haben wir gemeinsam im Dekanat einen Fragebogen vorbereitet, der uns neue Wege zur Bekehrung öffnen soll. Der Titel lautet: »Von der Angst bis zum Glück der Begegnung«. Dabei gehen wir aus von dem Leitfaden, dass »jeder Mensch eine heilige Geschichte« ist. Manchmal muss sich unser Blick reini-

gen und weit in dem Inneren des anderen suchen, um seine Würde zu erkennen ...

Wir wollen diese Gedanken im Dekanat nun auch nach außen tragen: bei einem Fest, das mit dem Gottesdienst am Morgen beginnt und bei dem jeder Gast von seiner Gemeinschaft berichten kann, ob er nun aus Europa, Afrika, Asien oder Amerika kommt. Und am Nachmittag können alle, die es wollen, mit Singen, Tanzen und Theater ausdrücken, was sie erlebt und durchlebt haben: von der Angst bis zum Glück der Begegnung ...

Pfr. François André,  
Toulouse

# Einem Pionier gewidmet

## Buch würdigt Lebenswerk von Horst Symanowski

Dass Kirche »weltoffen« sein muss, wenn sie Kirche sein will, dass sie eine gesellschaftliche Verantwortung hat, all das und viel mehr hat Horst Symanowski uns voller Eindringlichkeit mit auf den Weg gegeben. Ihm und seiner Arbeit widmet sich nun ein Buch, das von Mitgliedern des Gossner Konventes herausgegeben wird.

Dem Lebenswerk Horst Symanowskis, des Gründers und langjährigen Leiters des »Mainzer Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft«, wurde im Dezember in Mainz eine Ehrung besonderer Art zuteil: durch einen von vielen Weggefährten und Freunden Symanowskis besuchten Empfang in der Propstei Rheinhessen der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

Anlass war die Präsentation des von den Mitgliedern des Gossner Konventes Wilhelm Huft, Jörg Müller und Christian Schröder herausgegebenen Buches »Kirche und Arbeitsleben: getrennte Welten? Impulstexte aus 1950-2000 und ihre bleibende Herausforderung«. Die einzelnen Teile des Buches spiegeln verschiedene Facetten aus dem Leben des unruhigen und produktiven Geistes Symanowski wider, das durch die von Prof. em. Dr. Günter Brakelmann gehaltene und im Eingangsteil des Bandes abgedruckte Laudatio eine kritische Würdigung erfuhr. »Theologen im Betrieb«, »erneuerte Gemeinde«, »gelebte Ökumene«, »politisches Engagement« sind einige der großen Überschriften, unter denen die Leser eine Fülle von spannenden Dokumenten finden, die sich

zu einem Geflecht widerständiger theologischer Zeitgeschichte zusammenschließen.

Das Buch bietet mit Aufsätzen und Reden Symanowskis, Zeitdokumenten und Kommentaren von Weggefährten nicht nur eine detaillierte Rückschau auf eine theologische Existenz zwischen Kirche und Arbeitswelt und damit eine notwendige und gelungene Ehrung des inzwischen Vierundneunzig-

jährigen. Zugleich wirft die reiche Materialsammlung mit (kirchen-)politischen Auseinandersetzungen aus fünf Jahrzehnten deutscher Kirchengeschichte auch kritische Fragen auf, nicht zuletzt die nach Gelingen oder Scheitern des Experimentes, Kirche und Arbeitswelt in einen produktiven Kontakt zu bringen.

Es scheint, als könne man nach fünfzig Jahren den Schluss ziehen, dass die strukturellen



War natürlich Ehrengast beim Empfang in der Propstei Rheinhessen: Horst Symanowski, Gründer und langjähriger Leiter des Mainzer Seminars (3. von rechts). Mit ihm auf dem Foto: der Mainzer Dekan Jens Böhm, die Pröpstin für Rhein-Hessen, Helga Trösken, Lebensgefährtin Christa Springe, der Propst für Rheinhessen, Dr. Klaus-Volker Schütz sowie Prof. em. Dr. Günter Brakelmann (von links).

Beharrungskräfte der Volkskirche einen lebendigen, auf Dauer gestellten Kontakt zur Arbeitswelt an den institutionellen Rand drängen. Der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt wird unter Sparzwängen in den meisten Landeskirchen zunehmend ausgedünnt, und die Ortsgemeinden selbst zeigen sich nur in seltenen Fällen willens und in der Lage, Präsenz in und Verantwortung für die Arbeitswelt wahrzunehmen. Für die Lebendigkeit und »missionarische« Kraft der christlichen Botschaft ist es freilich eine dramatische Diagnose, wenn Kirche grosso modo offensichtlich nicht bereit oder in der Lage ist, am Leben ihrer Glieder so teilzunehmen, dass sie auch versteht, was die Menschen in dem sie so stark prägenden Lebensbereich der Arbeitswelt bewegt.

Dass Kirche »weltoffen« sein müsse, wenn sie Kirche sein will, dass das Evangelium sich in der Sprache der Menschen ausdrückt und erneuernde Realität werden will an den Orten, wo Menschen arbeiten, lieben und Konflikte durchstehen, all das hatte Symanowski erkannt und wollte es seiner Kirche weitergeben. Darin war er ein Schüler des späten Bonhoeffer und ein früher kontextueller Theologe. Dafür wurde er geehrt und geachtet – und angefeindet. In den vergangenen Jahrzehnten ist aber auch das Bewusstsein für die gesellschaftliche Verantwortung der Kirche in einer Weise gestiegen, die man kurz nach dem Zweiten Weltkrieg vielleicht noch für utopisch gehalten hätte. Gesellschaftliche Verantwortung wurde nicht nur an Akademien und funktionale Dienste

delegiert, sondern dem Leben und den Gebeten mancher Gemeinde spürt man ab, dass sie ihren Dienst mitten in der Gesellschaft verrichten will. Mehrheitsfähig sind solche Gemeinden dennoch kaum.

schaftliche Engagement Symanowskis hervor.

Vielleicht ist einer der Hauptimpulse, den dieses Buch weitergeben kann, die Erkenntnis, dass christliche Existenz herausruft zu solchem engagierten Tun



«Noch mehr als bisher müssen die Christen erkennen, dass Gott die kirchenfremden Menschen nicht einfach an den Ort ruft, an dem die Ortsgemeinden stehen, sondern dass er heute mit uns zu den vielen gehen will, um etliche von ihnen zu gewinnen und mit ihnen eine der Welt dienende Gemeinde zu bauen.»

Horst Symanowski, Synode der Evgl. Kirche in Deutschland, 1955



Jenseits der institutionellen Fragen zeigt nicht zuletzt diese neue Veröffentlichung, wie sehr christliche Präsenz von der Lebensgestaltung und charismatischen Ausstrahlung von Persönlichkeiten abhängt. Angefangen von den Aktivitäten als Vikar und Pfarrer der Bekennenden Kirche und der Gossner Mission über den Aufbau des Mainzer Seminars im Namen der Gossner Mission seit 1948, über den Einsatz für die Verwirklichung von Wirtschaftsdemokratie, der in einer ersten gesetzlichen Verankerung der betrieblichen Mitbestimmung mündete, bis zum Kampf gegen Hochrüstung, gegen Berufsverbote usw.: Horst Symanowski handelte immer als freier Christenmensch, als einer, dessen christliche Existenz ihm Standfestigkeit und Unabhängigkeit verlieh. »Als Warner und Mahner vor rassistischen, antisemitischen, nazistischen und militaristischen Entwicklungen und Umtrieben in unserem Lande haben Sie nie geschwiegen«, hob der Propst für Rheinhessen, Dr. Klaus-Volker Schütz, das gesell-

und dabei immer die Grenzen vorgegebener »Ämter« sprengt. Dazu passt dann allerdings auch, dass mit dem Versuch der Institutionalisierung solchen Tuns keine Gewähr für das Gelingen verbunden ist. Und schließlich die immer wieder neue Entdeckung, dass wir Christus nicht zu den Menschen zu bringen haben, sondern dass er immer schon da ist, in den Leiden und Kämpfen der Menschen, und wir »nur« die Aufgabe haben, auf seine Gegenwart so aufmerksam zu machen, dass dieses lebendige Wort gehört werden kann.



Huft/Müller/Schröder (Hrsg.): Kirche und Arbeitsleben: getrennte Welten? Impulstexte aus 1950 - 2000 und ihre bleibende Herausforderung. Lit-Verlag 2005. (24,90 EUR)

Pfr. Dr. Thomas Posern,  
Kurator der  
Gossner Mission

## »Christus ist das Ende der Religion«

Der Geburtstag von Günter Jacob jährt sich zum 100. Mal

Er wäre am 8. Februar 100 Jahre alt geworden: D. Günter Jacob, Generalsuperintendent des Sprengels Cottbus 1946 bis 1972, Kuratoriumsvorsitzender der Gossner Mission Ost 1962 bis 1971 und Notbischof der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg/Ostregion nach ihrer politischen Teilung 1961 bis 1966. Wie sein nur vier Tage älterer großer Zeitgenosse Dietrich Bonhoeffer wurde Günter Jacob von der Theologie Karl Barths geprägt.

Der Glaube ist Widerfahrnis, nicht auf natürliche Weise im Menschen vorgeprägt. An Stelle eines Gottschöpfungstums mit seinen Auswirkungen in jenen »Feld-, Wald- und Wiesenpredigten« (G. Jacob) nach dem Motto »im Wald ich immer Andacht find« und eines Protestantismus als Patriotismus, »schauerlich« in den Kriegspredigten des Ersten Weltkrieges dargestellt, muss Jesus Christus wieder in den Mittelpunkt der Verkündigung der Kirche zurückkehren. Gegen alle Gottesverallgemeinerungen, jede staatlich ideologisierte Christlichkeit und die Religionisierung des christlichen Glaubens überhaupt ist eindeutig Stellung zu beziehen: Bonhoeffer spricht vom »religionslosen Christentum«, Jacob sagt »Christus ist das Ende der Religion«!

Beide erkennen frühzeitig die Gefahren des Nationalsozialismus. Beide werden zu Mitbegründern der Bekennenden Kirche.

Jacob schlägt Martin Niemöller die Bildung des Pfarrernotbundes vor. Er verfasst ihre erste Satzung. Bonhoeffer proklamiert: »Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen«!

In der Barmer Theologischen Erklärung der Bekennenden Kir-

che von 1934 drückt sich ihr aktualisiertes Bekenntnis aus, besonders in der 1. These: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne oder müsse die Kirche neben diesem einen Wort Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen«.

Mit ihrem eindeutigen Engagement in der Bekennenden Kirche begeben sie sich in Gefahr. Jacob hält regelmäßig in seinem Noßdorfer Pfarrhaus einen von ihm ins Leben gerufenen Konvent für Pfarrer der Bekennenden Kirche in der Niederlausitz. Er gehört zum Brandenburgischen Bruderrat der Bekennenden Kirche.

Als er auf ihrer Synode 1936 in seinem Vortrag den Nationalsozialismus als Gefahr für die Kirche anprangert, erhält er Schreib- und Redeverbot. Der Vortrag darf nicht gedruckt werden, er wird als Flugblatt unter der Hand verteilt. Außerdem droht man ihm das so genannte »Heimtückeverfahren« an, Vorwurf: Diskriminierung des Nati-

onalsozialismus und des »Führers«. Einer Verurteilung kann er sich durch die Einberufung zur Wehrmacht entziehen.

Beide, Bonhoeffer und Jacob, lernen die Gossner Mission – die einzige Missionsgesellschaft, die keiner nationalistisch-pietistischen Verengung zum Opfer gefallen ist – unter außergewöhnlichen Umständen kennen. Bonhoeffer vor 1945 bei den illegalen Treffen der Bekennenden Kirche in ihrem Haus in der Handjerystraße in Berlin mit ihrem Direktor Hans Lokies. Jacob nach 1945 im Oderbruch, im Wohnwagen in Podelzig, und dann noch einmal in »Stalinstadt«, dem heutigen Eisenhüttenstadt, jener bewusst antikirchlich ausgerichteten Stadt – wieder im Wohnwagen, dem ersten Versammlungsraum der dort unerwünschten christlichen Gemeinde.

Sehr schnell war Jacob den neuen diktatorischen Politikern im Osten ein Dorn im Auge. Seine zeitbezogenen, weltoffenen und prophetischen Predigten fanden eine breite Zuhörerschaft. Diese Art eines wachen, zukunftsorientierten Christen ohne reaktionäre Züge im Eintreten für eine andere Kirche verfehlte nicht ihre Wirkung –



**Wichtige Themen lassen sich auch beim Tee besprechen: Günter Jacob (links) mit Superintendent Kurt Stachat und Bischof Lakra.**

besonders bei jungen Menschen. Es gelang ihm, das eng horizontale Bild der Marxisten vom Glauben und der Kirche – rückschrittlich, wissenschaftsfeindlich und bürgerlich – in Frage zu stellen.

Darum erteilte ihm Walter Ulbricht auf einem der SED-Parteitage Anfang der 50er Jahre eine Rüge. Öfter auch wurde er bei seinen Vorträgen in der Klosterkirche Cottbus durch provozierende Zwischenrufe unterbrochen. Eine geplante Entführung nach einem Vortrag missglückte.

Jacob begann die überfälligen Fragen und ungelösten Probleme auf allen Gebieten in Angriff zu nehmen: Im biblisch-theologischen Bereich etwa mit den Themen: »Der verworfene Christus« oder »Die Krise unseres Redens von Gott«; auf dem schwierigen Feld der Auseinandersetzung zwischen Glaube und Naturwissenschaft mit »Himmel ohne Gott«, »Anfang und Ende der Welt«, »Vom Ursprung des Menschen«, »Gibt es Gottesbeweise?«

Auf dem brisanten Parkett des Verhältnisses von Staat und Kirche durch: »Sind Christen verstaubte Existenzen?«, »Christen ohne Privilegien«, »Der Christ in der sozialistischen Gesellschaft«.

Es ist unmöglich, die vielen Vorträge, Zeitungsartikel, Kirchenleitungsberichte und unveröffentlichten Manuskripte zu nennen. Wer Jacobs eigene Wegbeschreibung im Rückblick erfahren möchte, findet sie am besten unter: »Ein Vierteljahrhundert im Sprengel Cottbus«.

Er selbst hat als letzte Publikation seine vier wichtigsten Vorträge unter der Überschrift »Umkehr in Bedrängnissen – Stationen auf dem Weg der Kirche 1936 – 1985« herausgegeben. Dieses Wort fasst seine Existenz als Christ, Theologe und Mann der Kirche treffend zusammen. Es kann ergänzt werden durch den Satz am Ende eines Vortrages: »Unser Gott will nicht bewiesen, er will geliebt sein.«

Dabei hat Jacob die Aufgaben der Kirche in der Gegenwart ähnlich wie Bonhoeffer gesehen. Dieser verlangt nach einer vollmächtigen Verkündigung. Jacob bricht aus den üblichen Sprachfeldern aus. Er weiß, die einmalige Botschaft muss in der Sprache immer neu geboren werden. So redet er ergänzend zu den bekannten, vielleicht abgegriffenen Wörtern »Krippe und Kreuz« von »Futtertrog« und »Schandbalken«. Für den Sammelbegriff »Evangelium« nimmt er nicht mehr die gängige Formulierung »frohe Botschaft«, sondern als erster »gute Nachricht« oder »erregende Neuigkeit«, schließlich »die einzige Wahrheit, die tiefer reicht als die »Wahrheit der Wissenschaft«« (C. Fr. von Weizsäcker).

In Jacobs Dienstbereich ist zum ersten Mal die weitreichende Forderung Bonhoeffers an die Kirche praktiziert worden: »Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist ... Die Pfarrer müssen ausschließlich von den freiwilligen Gaben der Gemeinden leben, eventuell einen weltlichen Beruf ausüben.« 1958 setzten das neun Theologen um: Eine fünfköpfige Gruppe ging als Hilfsarbeiter in den Großbaubetrieb »Schwarze Pumpe«, eine vierköpfige Gruppe zur Großbaustelle in das Kraftwerk Lübbenau.

So sind Bonhoeffer und Jacob nicht nur durch ihre Geburtstage eng beieinander, sondern auch durch ihr theologisches Denken und Handeln.

Pfr i. R. Jürgen Michel

# Aus Vielfalt lernen

## Schulprojekt mit Blickpunkt Afrika und Gemeindeftraining

»Religiöse Vielfalt ist nicht einfach eine Gegebenheit. Sie ist ein Wert, den es zu schätzen und zu entwickeln gilt.« Der indische Theologe Dr. K.C. Abraham benennt damit eine wichtige Voraussetzung für friedliches Zusammenleben innerhalb seines Landes. Aber das gilt natürlich nicht nur für Indien.

Indien ist in der Vielfalt seiner Gesellschaft ein gutes Beispiel für die Bedeutung des oben genannten Satzes von Dr. Abraham – im positiven Teil seiner Geschichte als größte Demokratie mit der Integration der unterschiedlichsten Religionen und Traditionen, wie auch in der negativen Bestätigung des Satzes durch Ausbrüche von Fundamentalismus und Gewalt. Aber, wie gesagt, die Aussage gilt nicht nur in Indien.

Sambia hat seit dem Beginn seiner Staatsgründung vor rund 40 Jahren als selbstständige Nation seine innere Stabilität im wesentlichen aus der Integration verschiedener Stämme und Stammestraktionen geschöpft.

Aus dieser Integrationsleistung gewinnt das Land auch heute noch nicht unwesentlich seine gesellschaftliche Kraft und Stabilität. Denn welches andere Land weist angesichts einer vergleichbaren Armut und Belastung und ethnischen Vielfalt eine mit Sambia vergleichbare innere Stabilität auf? Der frühere Staatspräsident Kenneth Kaunda hat aus der Melodie des weit verbreiteten afrikanischen Songs »Nkosi sikilele Africa« (Gott segne Afrika) mit neuem Text eine Nationalhymne

für sein Land geformt und selbst gesungen.

Der Reichtum einer (kulturellen) Vielfalt ist groß, wenn die Bereitschaft da ist, in ihm eine Chance für die Gegenwart zu erkennen. Der UNDP-Report aus dem Jahr 2004 kommt zu dem Ergebnis, dass es zu einer humanen Entwicklung (Human Development) weltweit nur dann kommen wird, wenn die kulturelle Vielfalt bewahrt und als Quelle von Entwicklung angesehen, respektiert und genutzt wird.

Ökonomische Dominanzmodelle, die anderem keinen Platz lassen, Ausgrenzung von kulturellen Minderheiten, religiöse Fundamentalisierung, die das Lebensrecht der jeweils anderen bedroht, sind demgegenüber national und international nicht zu unterschätzende Gefahren für Frieden, aber auch für nachhaltige Entwicklung. Sie ignorieren die Möglichkeiten, die Vielfalt haben kann, wenn es eine offene Haltung und einen herrschaftsfreien Dialog gibt.

Mehr als die Bedeutung der Vereinheitlichung zählt das sich gegenseitig anregende Miteinander in der Haltung Albert Schweitzers: »Ich bin Leben, das leben will, inmitten von anderem Leben, das leben will.« Nicht zuletzt bekennen sich

Christen zu einem Gott, der eine Welt in Vielfalt und nicht in Einfalt geschaffen hat. Sollte diese Art Schöpfung ohne Sinn sein? Vielleicht können Christen deshalb und auf dieser Basis gut und gerne eintreten für die Bedeutung von Vielfalt, mit politischen Argumenten, aber auch mit der Kraft und der Bedeutung ihres Glaubens.

Für die Arbeit der Gossner Mission im Bereich ihrer Gesellschaftsbezogenen Dienste sehe ich darin eine große Chance für unsere Arbeit in Deutschland: Es gilt zu sensibilisieren für Mechanismen der Ausgrenzung und Marginalisierung in unserem Land, und es gilt Prozesse zu unterstützen, die der Lebensvielfalt menschenwürdig gerecht werden und aus dieser Haltung auch neue Formen der Beteiligung und Früchte der Vielfalt entwickeln.

Mit diesem Ziel haben wir unter der Überschrift »Aus Vielfalt lernen« zwei konkrete Vorhaben initiiert: Zusammen mit dem Flüchtlingsrat sprechen wir Pädagoginnen und Pädagogen an, die im Bereich des Religionsunterrichts für ihre Schülerinnen und Schüler Unterrichtseinheiten planen, in denen der Kontinent Afrika im Blickpunkt stehen soll.

Im Rahmen unseres Netzwerks »Kirche im Stadtteil« wollen wir in diesem Jahr zudem ein Training erarbeiten, das sich u. a. auch an gemeinwesenorientierte kirchliche Gemeinden richten wird: »Ein Stadtteil, in dem alle Platz haben – Vielfalt im Stadtteil«. Angesprochen werden Themen wie: Benachteiligung, Ausgrenzung, Menschen ohne Stimme als Herausforderung für eine gemeinwesenorientierte kirchliche Arbeit sowie aktivierende Befragung als Methode kritischer Stadtteilerkundung. Dazu zählt auch die Reflexion der kirchlichen Angebotsformen vor dem Hintergrund der erkundeten Vielfalt in einem Stadtteil. Empowerment und Community Organising können darauf aufbauen.



Mehr zum Schulprojekt »Aus Vielfalt lernen« unter: [www.gossner-mission.de](http://www.gossner-mission.de)

Udo Thorn,  
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

## Personen

### Günter Krusche feiert 75. Geburtstag

Seinen 75. Geburtstag feiert am 25. Februar Dr. Günter Krusche, der seit 1992 Kuratoriumsvorsitzender der Gossner Mission ist. Günter Krusche, der aus Rade-



beul stammt und seit vielen Jahren in Berlin lebt und arbeitet, war Studiendirektor eines Predigerseminars, Hochschuldozent

und Generalsuperintendent, er hat zahlreiche Werke veröffentlicht und dem Ökumenischen Rat Berlins vorgesessen, war Mitglied des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf und Vorsitzender des Theologischen Studienausschusses in Ostberlin ...

Jede Menge Titel und Tätigkeiten also, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Heute aber ist er vor allem – und uns allen bei der Gossner Mission – ein stets geschätzter Ratgeber und Ansprechpartner, der Richtlinien vorgibt und eindeutig Position bezieht, dabei zurückhaltend, bescheiden, tolerant und liebenswürdig. Und so wollen wir neben all den persönlichen Wünschen, die Günter Krusche zum Geburtstag von der Gossner Mission erreichen, ihm auch an dieser Stelle alles Gute und Gottes Segen wünschen.

Zur Würdigung des Lebenswerkes von Dr. Krusche plant die Gossner Mission ein Symposium

mit zahlreichen namhaften Teilnehmern, das am 17. Juni in Berlin stattfinden wird. Aus diesem Grund wird ein ausführlicher Beitrag zu seinem Lebenswerk in einer späteren Ausgabe der »Gossner Mission Information« erscheinen.

## Aus den Gemeinden

### Schulpartnerschaft wächst und gedeiht

Lage. Voller Begeisterung waren sie auch in diesem Jahr wieder bei der Sache, die Sternsinger aus der Grundschule Lage-Ehrentrup (Lippe). 350 Euro kamen bei ihrer Sternsingeraktion im Januar zusammen, und wieder wurde das Geld – gemeinsam mit einem Teil des Erlöses vom Laternenfest – an die Partnerschule in Tezpur/Assam überwiesen. Im vergangenen Jahr hatten die Schüler ebenfalls kräftig



für Tezpur getrommelt (oder besser: gesungen), und auch das Geld, das sie für ihren ersten Preis bei einem Religionswettbewerb bekommen hatten, ging nach Indien. Später folgten viele Briefe und im Advent schöne

Faltsterne. So freuten sich die Ehrentriper natürlich besonders, als sie aus Tezpur einen Dankesbrief vom Leiter der Bethesda Highschool erhielten. Dort hatten die Schüler nicht nur viele Fotos für die Freunde in Lippe aufgenommen, sondern sogar ein »partnership festival« gefeiert.



### In der Sparkasse auf »Mäusefang«

Wittmund/Ostfriesland. Zu einer Sambia-Ausstellung luden der Sambia-Arbeitskreis Ostfriesland und die Sparkasse Wittmund gemeinsam ein. Zu sehen waren vier Wochen lang die Bilder von Pastor Hermann Rodtmann, der mit seiner Frau Hauke Maria für die Gossner Mission in Sambia tätig war und dort Land und Leute mit dem Pinsel festhielt. Daneben gab´s natürlich Informationen über die Gossner Mission. »Sicher erleben wir auch in Deutschland eine schwierige Zeit, aber das sollte uns nicht davon abhalten, unseren Horizont zu erweitern«, betonte Pfarrerin Christine Lammers-Beier bei der Vernissage in der Sparkasse. Als besondere Leckerbissen gab es dabei Gebäck in Mäuseform, denn (echte) Mäuse sind in Sambia eine Delikatesse – und außerdem, so Lammers-Beier, »brauchen wir viele Mäuse für Sambia«.

### Adventsmarkt hilft Kindern in Ranchi

Wittstock. Zum Adventsmarkt in Wittstock, der 2005 zum neunten Mal stattfand, gehört der Familiengottesdienst, der vom

evangelischen Kindergarten gestaltet wird, gehört ein buntes Kulturprogramm mit Liedern und Theater – und gehört auch die Spende für den guten Zweck. Im vergangenen Jahr nun sollte der Erlös des Marktes Straßenkindern in Indien zugute kommen, und so konnte die Gemeinde 830 Euro an die Gossner Mission überweisen. Die Zusammenarbeit zwischen Mission und Kindergarten soll 2006 fortgesetzt werden: Wie Kinder anderswo in der Welt leben, natürlich auch mit dem Blick nach Indien, soll Thema von Projekten in der Einrichtung werden.

### Kuchen und Lieder für die Sambia-Arbeit

Rodewisch/Schönebeck. Die frisch gegründete Ev. Mittelschule in Schönebeck (Vogtland) freute sich im Januar über Besuch aus Sambia: Begleitet von Gossner-Mitarbeiterin Alice Strittmatter gestaltete Palmah Malupande den Unterricht in der fünften Klasse mit. Zum Schluss durften die beiden aus den Händen der Schulleiterin Bettina Eisermann einen Umschlag mit 52,49 Euro für die Gossner-Arbeit in Sambia entgegenneh-

men – den Erlös eines Kuchenbasars. Im benachbarten Rodewisch hat das Gossner-Engagement schon Tradition: Hier machten sich wieder die Sternsinger auf den Weg – und brachten jede Menge Spenden für die Sambia-Arbeit mit.

### Christuskirche feierte 150-jähriges Bestehen

Ranchi. Am 9. Dezember 2005 wurde in Ranchi das 150-jährige Bestehen der Christuskirche mit Gottesdienst und großem Festakt begangen, zu dem auch die Gossner Mission Grußwort und Geschenk übermitteln ließ. Die Christuskirche hat in diesen 150 Jahren eine wechselvolle Geschichte erlebt.



### Dickes Dankeschön in Hilfe umgemünzt

Bochum-Stiepel. Einen »richtigen Push« hat die Sambia-Unterstützung in der Gemeinde Bochum-Stiepel im vergangenen Jahr durch die Sambia-Reise einer Gemeindeguppe bekommen. So gab es im November einen Bild- und Gesprächsabend, und an einem Adventssamstag eine ungewöhnliche Aktion im Kinder-

garten: Dort betreuten die Erzieherinnen freiwillig und ohne Bezahlung rund 50 Kinder, deren Eltern einen ungestörten Einkaufstag verbringen konnten. Ihr Dankeschön dafür: rund 730 Euro, die für die Vorschularbeit in Naluyanda gedacht sind. Zuvor bereits waren beim Gemeindefest am Lutherhaus knapp 2500 Euro für Sambia zusammengekommen.

## Mit Briefmarken und Kaffee Gutes tun

Wiesbaden. »Mit jedem Weihnachtsgruß Menschen in Sambia helfen«: Mit diesem Slogan warb der Sambia-Kreis der Evangelischen Versöhnungsgemeinde Wiesbaden für den Kauf von Sonderbriefmarken, deren Wohlfahrtszuschuss einbehalten wurde. Auch der Erlös des Flohmarkts im Februar und der Verkauf von Kaffee nach dem Adventsgottesdienst, der vom Sambia-Kreis gestaltet wurde, kommt der Arbeit in Sambia zugute.

## Licht aus in Schöneeweide

Berlin-Schöneeweide. Die Auseinandersetzung um den Erhalt der Arbeitsplätze bei Samsung in Berlin-Oberschöneeweide endete kurz vor dem Jahreswechsel mit einer Niederlage der Belegschaft. Gewerkschaft und Konzernleitung einigten sich auf einen Sozialplan für die Beschäftigten, die wahlweise eine Abfindung erhalten oder für maximal zwei Jahre in eine Beschäftigungsgesellschaft wechseln können. Nicht

mehr als ein schwacher Trost für den Verlust von 700 Arbeitsplätzen. Die Gossner Mission wie



auch Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche hatten mehrfach ihre Solidarität mit den Beschäftigten und ihren Familien bekundet.

## Tipps, Treffe, Termine

### Tagung zur Zukunft der Adivasi

»Eine selbstbestimmte Zukunft für die Adivasi. Hoffnungen und Grenzen.« So lautet das Thema der Indientagung, die vom 10. bis 12. März in Berlin-Weißensee stattfinden wird. In der 160-jährigen Geschichte unserer Partnerschaft mit den Adivasi in Chotanagpur haben wir sie in ihrem Kampf um den Erhalt ihrer Identität stets unterstützt. Die neue Zeit der Globalisierung und Modernisierung greift nun massiv in ihre Lebenswirklichkeit ein. Land, Wasser und andere Ressourcen sind in Gefahr. Unmerklich finden Anpassungsprozesse statt. So erleben wir die Situation der Adivasi oft zwischen Anpassung und Widerstand. Wie bringen wir uns als Partner angemessen ein, wie können wir

in dieser Situation unsere Solidarität zeigen? Fragen, die bei der Tagung diskutiert werden sollen. Als Referenten haben u. a. zugesagt: Nityanand Naik, Leiter unseres Flutopfer-Hilfsprogramms, Dr. William Stanley von der indischen Hilfsorganisation WIDA, und Binet Mundu von der Gossner Kirche.



Weitere Informationen und Anmeldungen unter: Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder mail@gossner-mission.de.

## Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 5900 Exemplare.

### Redaktion:

Jutta Klimmt

### Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

### Satz:

Henrik Weinhold  
www.webundprint.com

### Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

### Herausgeber:

Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

### Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)  
BLZ 210 602 37, Konto 139 300

### Fotos:

Gunhild Arnold: Seite 1, 10-11, 12-13  
Francois André: S. 23,  
Annette Brüggemann: S. 29,  
Dieter Hecker: S. 30 unten,  
Kirsti Kirjavainen: S. 12,  
Jutta Klimmt: S. 4-5, 9, 32,  
Henrik Weinhold: S. 6-7,  
Marion Wolgem: S. 30 oben  
und Archiv der Gossner Mission.

A 4990 F  
Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin

# Projekt

## Zwangsumsiedlung gestoppt: Eine Chance für Koel-Karo!

Am Koel-Karo in Jharkhand sollten 256 Dörfer vernichtet, 250.000 Menschen umgesiedelt werden. Doch die Adivasi wehrten sich, und 13 von ihnen bezahlten ihren Widerstand mit dem Leben. So konnte das geplante Staudamm-Projekt, das die indische Regierung und verschiedene Investoren mehr als 30 Jahre lang verfolgt haben, gestoppt werden.

Nun wollen die Widerständler der Regierung zeigen, wie nachhaltige und sozialverträgliche Entwicklung am Fluss aussehen kann. Kleinturbinen, Mühlenantrieb, Felderbewässerung, Direktvermarktung – all das sind Vorhaben, die die Bürgerinitiative anpacken will. Außerdem stehen Frauenprogramme und Themen wie Gesundheit und Alphabetisierung auf dem Plan. Gossner Mission und Gossner Kirche wollen den Menschen am Koel-Karo helfen, ihre Ziele in die Realität umzusetzen. Dazu braucht es zunächst den Einsatz von Experten sowie Versammlungen und Seminare für Planungen und gemeinsame Initiativen. Mit WIDA wird dieser Prozess bereits von einer kompetenten ökumenischen Entwicklungsorganisation unterstützt. Die Gossner Mission will bei der Projekteröffnung mit 30.000 Euro helfen.

Dazu brauchen wir aber Ihre Mithilfe, liebe Spenderinnen und Spender. Wir bitten Sie daher:

**Unterstützen Sie den Widerstand der Menschen am Koel-Karo. Helfen Sie mit beim Aufbau eines nachhaltigen Entwicklungsprogramms!**

### Unser Spendenkonto:

Gossner Mission  
EDG Kiel (Filiale Berlin)  
BLZ 210 602 37, Konto 139 300  
**Kennwort: Koel-Karo**

